

Erinnerungen aus der Gymnasialzeit

Hermann Ebers

(21.06.1881 - 10.02.1955)

Am 18. September 1890 wurde ich, einerseits stolzgeschwellt, andererseits etwas bänglich, Gymnasiast oder wie es damals in Bayern noch hieß: Lateinschüler. Das blieb man bis zur 5. Lateinklasse, also der Obertertia. Von der 6. Klasse ab, also der Untersekunda, begann dann erst das Gymnasium. Diese Einteilung stammte wohl noch aus der alten Jesuitenschule, aus der sich die bayrischen Gymnasien entwickelt hatten.

Da ich bislang nur Privatunterricht gehabt hatte, musste ich ein, wie mir schien, recht leichtes Aufnahme-Examen ablegen, das ich denn auch Dank der guten Vorbereitung durch unsere Luise von Heyden aber ohne weiteres bestand. Sie hatte mir den Lehrstoff der vier Volksschulklassen, die in Bayern üblicherweise vor der Lateinschule zu absolvieren waren, in drei Jahren beigebracht und dadurch zählte ich, erst neun Jahre alt, zu den Jüngsten der Klasse. Ich war aber trotzdem einer der Größten und stand wohl als Dritter oder Vierter in der Reihe der Klasse I a des königlich bayrischen Maximilians-Gymnasiums, das damals noch im Mitteltrakt des alten Damenstiftgebäudes gegenüber der Hof- und Staatsbibliothek in der Ludwigstraße untergebracht war.

Zu Anfang des Schuljahres waren auch die Lehrer, gut erholt durch die langen großen Ferien, aufgeräumt und freundlich und kehrten ihre besten Seiten heraus. Das war besonders bei dem Klassenlehrer oder Ordinarius der Fall, den wir in der ersten Klasse, also der Sexta hatten

und den wir auch in der Zweiten behalten sollten. Obwohl er uns damals ganz würdig vorkam, war er wohl noch recht jung. Er hieß Zimmermann, war ein breitschultriger, blondgelockter Mann mit einem langausgezwickelten Schnurrbart und trug einen goldenen Zwicker vor freundlichen blauen Augen.

Meine Aufmerksamkeit wechselte sehr je nach der Art des Stoffes der behandelt wurde. Ich hatte da von vornherein meine ausgesprochenen Sympathien und Antipathien. Der Unterricht im Deutschen, in Geschichte und Naturkunde erweckte meine lebhafteste Teilnahme. Das Latein interessierte mich zwar, aber es wurde allzu trocken und formalistisch behandelt, das Verständnis für diese klarste und bündigste aller Sprachen wurde so wenig aus dem Lebendigen des Sprachgeistes entwickelt, dass ich oft erlahmte und in diesem Fach nicht das leistete, was ich bei einer angeborenen guten Sprachbegabung hätte leisten können. Trotzdem habe ich viel von meinem Latein behalten und noch heute als alter Mann greife ich immer wieder nach einem lateinischen Buch, um mich an der Reinheit und Geschliffenheit dieser Sprache zu erfreuen.

An der letzten Stelle meines Interesses stand von jeher die Mathematik. Schon in den ersten Klassen, wo sie uns noch als einfache Arithmetik beigebracht wurde, habe ich sie ehrlich gehasst. Sie blieb immer der dunkle Punkt in meinen Zeugnissen. Alles Abstrakte und Unlebendige lag mir fern. Zahlen blieben und bleiben nicht in meinem Gedächtnis haften. Hätten unsere Lehrer es besser verstanden, uns die lebendige Fülle der Mathematik auch nur ein wenig zu erschließen, so hätte ich, obwohl keineswegs für sie begabt, ein besseres Verhältnis zu ihr bekommen und es wäre mir viel Kummer während meiner Gymnasialzeit erspart geblieben.

In den ersten Schuljahren war das nicht allzu schlimm, wie ich denn damals überhaupt mein Pensum ganz gut bewältigte. In der deutschen Sprache war ich sogar einer der Besten und meine Aufsätze wären wohl oft mit einem reinen Einser zensiert worden, wenn mir nicht allerlei Flüchtighkeitsfehler in der Rechtschreibung und sonstwie unterlaufen

wären. Unser netter blonder Ordinarius mochte mich gern, schon weil ich der Sohn meines von ihm hochverehrten Vaters war.

In dieser saturierten Friedenszeit, zwanzig Jahre nach dem siegreichen Siebziger Krieg, in denen Deutschland reich geworden war und auch die mittlere Bevölkerungsschicht den Ehrgeiz hatte, ihre Söhne studieren zu lassen, war der Andrang zu den Gymnasien sehr groß. Zumal die unteren Klassen waren überfüllt. So war es nötig, dass sie in zwei Parallelklassen geteilt wurden. Das geschah mehr oder minder nach konfessionellen Gesichtspunkten. Unsere Parallelklasse I b bestand nur aus Katholiken, während I a, der wir angehörten, sich aus Protestanten, Altkatholiken, Israeliten (die Bezeichnung „Juden“ war damals als etwas Herabsetzendes verpönt) und nur einigen wenigen römisch-katholischen zusammensetzte. Wir von I a kamen uns feiner vor als die von I b, wo auch vielerlei Buben aus unteren Volksschichten saßen. Diese Schichten waren ja damals in München noch fast durchwegs katholisch, während die akademischen Kreise vielfach von Norden zugezogen und auch die höheren Beamtenkreise stark mit pfälzischen und fränkischen Elementen durchsetzt, vorwiegend protestantisch waren.

Zwischen den beiden Parallelklassen bestand nun weniger wegen konfessioneller, sondern wohl eher wegen sozialer Unterschiede ein latenter, aber auch manchmal offener Kriegszustand. Die I a-Klässler hielten sich während der Pausen in dem großen Schulhof fein säuberlich geschieden von den I b-Klässlern und wenn man sich auf der Treppe oder sonstwo begegnete, kam es immerfort zu Reibereien, Balgereien und Raufereien. Im Winter wurden große Schneeballschlachten zwischen I a und I b geschlagen, an denen sich sogar einige besonders jugendlich gesinnte Lehrer als Heerführer beteiligten. Bei solchen Gelegenheiten stand dann die ganze I a sämtlicher Jahrgänge gegen die I b gleichfalls aller Altersgrade im Gefecht.

Allmählich bildete sich ein kleiner Freundschaftskreis in meiner Klasse für mich heraus. Da waren zunächst drei Buben aus meiner Nachbarschaft. **Oscar von Perfall** wohnte gegenüber der Mündung der Schön-

feld- in die Fürstenstraße und er war mir ein guter Spielkamerad. Witzig und schnellen Geistes war das pausbäckige, stämmige Bürschchen immer gut zu haben. In seine Häuslichkeit, die keine glückliche war, bin ich selten eingedrungen. Sein Vater, damals Feldartillerie-Hauptmann, war ein etwas rauher Haudegen – er hat es später bis zum General gebracht – und passte schlecht zu seiner Frau, einer geborenen Freiin von Seefried, die damals schon schwer nervenleidend war und später geistig gestört von ihm getrennt lebte. Der Großvater meines Freundes Oscar war der langjährige Intendant des Hoftheaters, ein sehr angesehener und einflussreicher Kavalier. Ich sehe noch den alten weißbärtigen Herrn vor mir, wie er zu Beginn jeden Akademiekonzertes in ungezwungener, aber doch höfisch korrekter Haltung die königlichen Hoheiten, von denen immer einige anwesend waren, zu ihren reservierten Polstersesseln geleitete. Mit Oscar von Perfall war ich nur bis zur vierten Klasse zusammen, dann kam er in die Pagerie und besuchte mich nur manchmal an Sonntagnachmittagen als königlich bayrischer Edelknabe in knapp anliegender grauer Uniform mit Schiffhut und Degen. Nachdem er später wie sein Vater Artillerieoffizier geworden war, haben sich unsere Wege getrennt. Er ist jung gestorben und ich habe oft bedauert, dass ich die Freundschaft mit diesem klugen und sympathischen, humorvollen Menschen nicht weiterhin aufrecht erhalten habe.

Theobald Fürst wohnte im Parterre des Eckhauses der Ludwig- und Theresienstraße, die Zimmer waren dort groß und hoch und gediegen möbliert. Sein hochgewachsener, schon ergrauter Vater war Oberregierungsrat und trug seine Beamtenwürde mit viel strengem Ernst zur Schau. Immerhin gab es dort einmal ein recht lustiges Kindermaskenfest, wobei auch ein Stück aufgeführt wurde, eine der bekannten Pocci-Komödien. Oscar von Perfall gab die Hauptrolle des „Kasperl in der Türkei“ mit großer Sicherheit und angeborener humoristisch schauspielerischer Begabung. Ich hatte nur eine Nebenrolle, gleichfalls türkisch kostümiert und hatte schwere Hemmungen. Ich kam nicht aus der Angst heraus, stecken zu bleiben oder ein Stichwort zu verfehlen und fühlte mich höchst unbehaglich, vor so vielen Zuschauern auftreten zu

müssen. Ich fing überhaupt damals an, vor Erwachsenen scheu und schüchtern zu werden, was mir auch bei Beantwortung von Fragen in der Schule nicht zugute kam.

Das selbe war leider bei Friedrich oder wie er genannt wurde: **Friedel Ackermann** der Fall, bei jenem lieben, hübschen, blonden Jungen, den ich schon von der Kinderturnstunde her kannte und der nun auch meiner Klasse angehörte. Sein Vater war Kunsthändler und man hätte es dem jovialen, schon ältlichen Herrn nicht angemerkt, dass er gegen Ende meiner Gymnasialzeit in einen langwierigen, aufsehenerregenden Bilderfälschungsprozess verwickelt wurde. Er hat dann sein Geschäft unter großen Verlusten aufgeben müssen. Friedel war ein Muster-schüler und ist dann Altphilologe geworden. Bei Ackermanns war ich oft am Sonntag Nachmittag eingeladen. Und da war es nun seltsam, wie dort, vielleicht im Gegensatz zu dem sanften stillen Friedel, mein durch die Wohltemperiertheit des elterlichen Hauses zurückgestautes Temperament zum Durchbruch kam. Die Wohnung von Ackermanns in der Sophienstraße gegenüber dem alten botanischen Garten hatte einen langen Korridor, den es sich herrlich hinunter toben ließ.

Die einzige Freundschaft, die ich mit Klassenkameraden dieser meiner ersten Lateinschuljahre schloss, welche alle Zeiten überdauert hat, war die mit den beiden Brüdern **Paul** und **Heinz Pringsheim**. Peter war einige Monate älter, Heinz dreiviertel Jahr jünger als ich und somit, erst achtjährig, der Jüngste der Klasse. Er war noch ein so kleines Kerlchen, dass ihn unser Ordinarius Zimmermann manchmal auf den Arm nahm und ihn sogar zum Spaß der Klasse einmal küsste. Es gab im ganzen vier Pringsheimbuben. Erik war älter als Peter und Heinz, Klaus jünger und ein Zwilling der einzigen Schwester Katia, die dann die Frau von Thomas Mann werden sollte. Diese fünf Kinder fielen dadurch auf, dass sie alle Pagenfrisuren trugen, die mit ihrem dunklen Gelock von unserer kurzgehaltenen Haartracht abstachen. Fritz August von Kaulbach hat sie mit diesen Pudelköpfen als weiße Pierrots kostümiert in einer heiteren Gruppierung gemalt. Das Bild schmückte die Diele des schönen Pringsheimschen Hauses.

Alle paar Sonntage ging ich nun des Nachmittags in dieses mit Kunstschätzen aller Art gefüllte Haus. Allerdings kam ich damals nur wenig in die prächtigen Zimmer und Säle des unteren Stockwerks, meist ging es gleich die Hintertreppe hinaus in das musterhaft eingerichtete Kinderquartier. Außer dem großen Schlafzimmer der vier Buben und dem von Katia und ihrer Bonne gab es da ein geräumiges Wohnzimmer mit Schränken und Regalen voll der herrlichsten Spielsachen und weiterhin nach rückwärts auf den Garten schauend, ein Studierzimmer mit Bücherborden, Schreibpulten für jedes Kind und einem kleinen Flügel zum Üben für die beiden jüngsten Buben, die das musikalische Talent des Vaters geerbt hatten. Eine Begabung, auf der sie in späteren Jahren auch ihren Beruf aufgebaut haben. In diesem hellen freundlichen Raum oder im Wohn- und Spielzimmer habe ich meine ganze Gymnasialzeit und auch später noch Stunden verbracht, die zu den anregendsten, lustigsten und befruchtendsten meiner Jugend gehören. Nur zur Jause ging es hinunter in den großen Speisesaal, wo stets ein langer Teetisch gedeckt war. Ihm präsierte die ebenso anmutige wie kluge Hausfrau mit einer körperlichen und geistigen Grazie ohne gleichen. Nie habe ich die „Dame des Hauses“ mit solch' liebenswürdiger Aisance die kleine Zeremonie des Tee-Einschenkens und Kuchen-Anbietens zelebrieren sehen, wie Frau Hedwig Pringsheim. Sie zu betrachten, wie sie stets in einem wallenden „Teagown“ aus chinesischem oder indischem Seidenstoff gekleidet, mit den schweren Silberkannen hantierte und die schönen Schüsseln, Schalen und Schälchen mit Kuchen und Backwerk in Umlauf setzte, war ein Genuss. Dass sie für jeden der vielen Gäste, die an allen Sonntagen sich zum Tee einfanden, ein persönliches, teils freundliches, teils heiter-witziges Wort fand, manchmal gleitend, dann wieder, wo es das Gewicht der angesprochenen Persönlichkeit verlangte, verweilend, ließ auch die Gäste, die weniger mit Glücksgütern gesegnet waren als sie, die große Aufmachung des Hauses niemals als drückend empfinden.

Ihr Gatte, ein kleiner, schlanker, stets unscheinbar gekleideter Mann, dem ein scharfer Geist aus den kleinen, lebhaften Augen sprach, gab

das Salz in die Unterhaltung mit witzigen und oft auch witzelnden Bemerkungen, stets ein wenig nervös eine Zigarette nach der anderen rauchend. Er war Mathematiker und Professor an der Universität, ein Gelehrter von europäischem Ruf. Seine hohe musikalische Begabung, die ja oft mit der für die Mathematik vereinigt ist, ließ ihn seine Freizeit am Flügel verbringen. Er war ein Vorkämpfer der Musik Richard Wagners gewesen und ständiger Gast des Hauses Wahnfried. Soviel ich weiß, war er der Erste, der Klavierauszüge aus den Wagnerschen Opern gemacht hat. Nicht zuletzt betätigte er sich aber auch als Kunstsammler größten Stils, wozu ihn nicht nur sein ausgezeichnete Geschmack, sondern auch die großen Mittel befähigten, die ihm als dem Sohn eines der erfolgreichsten Berliner Unternehmer der „Gründerzeit“ zur Verfügung standen. Er sammelte so ziemlich alles an alter Kunst, mit Ausschluss von Antikem und des Barock, für das er, dem Geist seiner Jugendzeit entsprechend, kein Verständnis hatte. Die bedeutendste Sammlung, die er zusammenbrachte und wieder ergänzte und vermehrte, war die an italienischen Majoliken. Es war die größte Privatsammlung des Kontinents auf diesem Gebiet. Sie wurde auch nur von einer öffentlichen, nämlich der des Britischen Museums, übertroffen. Diese Kollektion war größtenteils in jenem Speisesaal aufgestellt, in dem ich schon als Junge am unteren Ende des Teetisches, wo die Kinder platziert waren, so oft gesessen habe.

Die größte Freude für Vater Pringsheim war es, seine Sammlung kunstverständigen Gästen zu zeigen und zu erklären. Da habe ich denn so manches aufgeschnappt von dem, was er über die herrlichen Töpfe, Schüsseln und Teller aus Urbino oder Faenza oder über jene köstlichen rubinglänzenden Stücke aus Derutta sagte. Gelegentlich öffnete er dann auch die Füllungen der schweren Renaissance-Vertäfelung des Speisesaals, wo in Vertiefungen, die mit altem Samt ausgeschlagen waren, seine Sammlung von Silberarbeiten aufgestellt war. Da waren Jamnitzer-Pokale, Zunftbecher und Statuetten von erlesenster Arbeit, alle aus jener großen Zeit der deutschen Silberschmiedekunst, dem 15. und 16. Jahrhundert.

Im Wohnzimmer auf der dem Speisesaal gegenüber liegenden Seite der großen Diele war eine weitere bedeutende Sammlung, nämlich die von köstlichen Renaissance-Bronze-Arbeiten aufgestellt, Kleinplastiken erlesener Art. Alle Gestalten der antiken Mythologie schienen sich da, in dem edlen Material bräunlich schimmernder Bronze geformt, ein Stell-dichein zu geben. Eine kleine, aber ganz auserlesene Sammlung war wieder auf altem Samt montiert, in den Fensterleibungen des an das Wohnzimmer anschließenden Arbeitszimmers untergebracht, das originell genug, durch zwei Stockwerke ging und um das eine mit einem vergoldeten, kunstvollen Schmiedegitter gesicherte Galerie lief, hinter der bis zur hohen Decke hinauf Bücher in schönen Einbänden aufgestellt waren. Diese kleine Sammlung neben den Fenstern bestand aus juwelenfarbenen leuchtenden Schmelzarbeiten aus den berühmten Werkstätten von Limoges, unter denen sich auch frühe Gotische befanden. Es würde zu weit führen, noch all der anderen schönen Dinge zu gedenken, etwa der Gobelins, die an den Wänden verteilt waren, der schönen alten und neueren Bilder, die sie schmückten und prachtvollen Teppiche, welche die Räume behaglich machten.

Eines Kunstwerks aber muss noch besondere Erwähnung getan werden. Es ist der Fries von Hans Thoma, der um die Wände des großen Musik- und Tanzsaals lief, der durch eine breite Schiebetür mit dem Wohnzimmer zu einem ganz großen Raum gemacht werden konnte. Dieser Fries war eine der glücklichsten Schöpfungen des Meisters. Eine paradiesische Landschaft, in der sich glückliche Menschen in zeitlosen Gewändern und freier Nacktheit bewegten zwischen weidenden Tieren unter blühenden und fruchtbeladenen Bäumen, rechte Gefilde der Glückseligkeit. Ich habe diese Bildfolge, die meine Jugendzeit begleitet hat und in deren Anblick ich später als Jüngling so glücklich und so voll jugendlichem Überschwang schöne und liebe Mädchen tanzend im Arm hielt, sehr geliebt.

Selten kam man einmal in das Wohnzimmer der Hausfrau. Dort hing außer ihrem Jugendbildnis von Lenbach, eines seiner besten Bilder, das

des alten Döllinger, des Gründers der altkatholischen Gemeinde und außerdem manch altes gutes Bild.

Das es trotzdem in dem Hause an einzelnen Geschmacksentgleisungen nicht fehlte, ist der allzu dekorativen Gesinnung der ausgehenden achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zuzuschreiben, in der es erbaut und eingerichtet worden war. Ein paar ausgesprochene „Horreurs“, wie der ausgestopfte Pfau, der sich auf dem unteren Absatz der Treppe in der Diele brüstete und das aus farbigen Glühbirnen zusammengesetzte Blumenbouquet über der Sofaecke des Damenzimmers verschwanden denn auch im Laufe der Zeit.

Frau Pringsheim war eine Tochter des langjährigen Redakteurs des „Kladderadatsch“ Dohm in der großen Zeit dieses Witzblattes, als es die führende satirisch-politische Zeitschrift Deutschlands war. Ihre Mutter Hedwig Pringsheim war Schriftstellerin, ihr eindrucksvoller Charakterkopf war von Lenbach mehr gezeichnet als gemalt festgehalten worden und hatte einen Ehrenplatz im Zimmer der Tochter. Diese selbst war vor ihrer Ehe eine Zeitlang Schauspielerin gewesen. Sie und ihr Mann hatten eine Vorliebe für das Theater und fehlten bei keiner Erstaufführung oder wie es damals hieß: Premiere.

So fanden sich denn auch zu den sonntäglichen Tees stets mancherlei Leute vom Theater ein, z. B. war **Hanna Borchers**, die reizende Soubrette des Hoftheaters, die später den Verleger Generalkonsul **Alfons Bruckmann** heiratete, damals ständiger Gast. Oft kam auch die hochgefeierte Wagnersängerin **Milka Ternina**. Mit diesen Theaterleuten mischten sich ungezwungen die einheimischen und auswärtigen Universitätskollegen Pringsheims mit ihren Frauen. Hofgesellschaft war auch hie und da vertreten, sowie mondäne Berlin-W und oft tauchte auch ausländischer Besuch auf. Dieses Zusammensein vieler oft recht heterogener Elemente entsprach so recht der vorurteilsfreien Geselligkeit, die in den „zugereisten“ Familien Münchens damals gepflegt wurde. Hingegen bildete das eingesessene Bürgertum, das zwar hohe Wohnkultur und viel Sinn für Kunst und Künstler, aber wenig

gesellschaftlichen Schliff hatte, einen abgeschlossenen Kreis für sich. Auch der Adel, die sogenannte Hofgesellschaft, bildete einen solchen. Allerdings war dieser Kreis weit aufgeschlossener und viel weniger dem Standesdünkel verhaftet, als in anderen Residenzstädten.

In der Zeit, als ich die erste oder zweite Lateinklasse besuchte, herrschte in München eine sehr schwere Influenza-Epidemie, die damals meiner Mutter beinahe das Leben gekostet hätte. Die Krankheit ergriff alle Familienmitglieder, so auch mich, und zwar ziemlich heftig. Ich weiß noch genau, dass in der folgenden langen Rekonvaleszenz plötzlich die Lust zum Zeichnen ganz übermächtig in mir erwachte und ich nun alles zu zeichnen versuchte, was mir so durch den Kopf ging, aber auch, was ich von der Außenwelt beobachtet hatte. Vorwiegend waren es Illustrationen des Gelesenen, was ich da produzierte. Ich hatte bei der Lektüre damals schon eine Vorliebe für das Historische, was bei mir als dem Sohn meines Vaters ja weiter nicht verwunderlich war. Ich versuchte zuerst einzelne Typen aus den Büchern, die ich las, zu zeichnen, dann einzelne Szenen – noch sehr unbeholfen natürlich, aber doch so, dass Eltern und Geschwister darauf aufmerksam wurden, mich lobten und mich aufmunterten. Man schenkte mir Zeichenhefte, Bleistifte und Buntstifte und bald waren es nicht nur jene Tage der Genesung nach Krankheiten, in denen ich recht innerlich beglückt zeichnete und zeichnete, sondern auch alle freien Stunden. Wenn ich im Familienkreis saß, hatte ich mein Zeichenheft vor mir liegen, die meisten hob meine Tante Helene auf und ich habe, bis sie der Brand unserer Glücksstraßen-Wohnung im Jahr 1944 zerstörte, noch einen ganzen Stoß von ihnen besessen. An ihnen konnte ich sehen, wie ich mich von Jahr zu Jahr vervollkommnete, nicht nur in der Wiedergabe der Formen von Mensch und Tier, sondern auch in der Technik.

Ich entdeckte mit der Zeit, dass meine Zeichnungen viel fertiger aus-sahen, wenn ich sie mit der Feder in schwarzer Tusche ausführte. So zeichnete ich sie gewöhnlich mit Bleistift vor, um sie dann mit der Feder zu übergehen. Es war ein weiterer Schritt, sie auch zu kolorieren

wozu ich Buntstifte verwendete. An das wirkliche Malen habe ich mich aber bis zu meiner Akademiezeit nicht herangewagt.

Das Zeichnen wurde mir allmählich zur zweiten Natur. Auch während der Schulzeit konnte ich es nicht lassen und Zettel und Zettelchen, Fliessblätter, Hefränder, ja freie Seiten der Schulbücher wurden bekritzelt. In der vierten Klasse hatte ich meinen historischen Schulatlas, der zwischen den Karten leere Seiten und um sie herum breite Ränder hatte, ganz und gar mit – natürlich historischen – „Studien“ vollgeschmiert, so dass ihn mir mein damaliger netter Ordinarius Stettner kurzerhand konfiszierte. Er war dann als Rektor des dortigen Gymnasiums nach Ansbach gekommen und, als ich schon ein verheirateter Mann war, bekam ich den Atlas anonym wieder zugesandt. Es war ihm nur ein Zettelchen beigelegt, auf dem stand: „Ex ungue leonem!“. Ich erkannte aber recht wohl die Schrift meines alten Lehrers Stettner und habe ihm dann herzlich für die Rücksendung gedankt, die mir viel Spaß machte.

Der naturgeschichtliche Unterricht in der Schule, der leider nur eine Wochenstunde füllte, war ein Lieblingsfach von mir. Ihn gab ein freundlicher Lehrer namens Stadler, an dem es mich nur störte, dass er entsetzlich schielte. Er machte auch, freilich nur zu selten, kleine Exkursionen mit uns in die nähere Umgebung der Stadt, bei denen botanisirt und das uns begegnende Tierleben beobachtet wurde.

Es ist natürlich, dass auch das Religiöse, von dem in meinem Elternhaus eigentlich nur sein ethischer Inhalt eine Rolle spielte, schon frühzeitig meine Anteilnahme erweckte. Ich habe mir da immer meine eigenen Gedanken zu machen versucht und bin während meiner ganzen Entwicklungsjahre nicht aus schweren Skrupeln und Zweifeln herausgekommen. Und dieses, obwohl der Lehrer, der mir religiöse Dinge zuerst und dann während meiner ganzen Gymnasialzeit übermittelte, keineswegs eine problematische Natur war. Dieser vortreffliche Professor und spätere Kirchenrat **Hans Metzger** war ein sonniger, prächtiger und humorvoller Mann, ein Original von einer solchen Skurrilität,

dass er jedem protestantischen Schüler des alten Maxgymnasiums in dauernder Erinnerung geblieben ist.

Ich erinnere mich noch eines Falles, bei dem ein klerikal-partikularistisch eingestellter Lehrer meinem Bruder Hans, der mehrere Klassen über mir damals das Maxgymnasium besuchte, aus reinem Preußenhass eine Ungerechtigkeit zufügte. Mein Vater hat sich damals sehr darüber aufgeregt und den Rektor darauf hingewiesen.

Und damit komme ich zu der Persönlichkeit, die selbstverständlich während meiner ganzen Penalzeit eine Rolle für mich spielte: **Dr. Nicolaus Wecklein**, der unser Gymnasium während der ganzen Zeit, die ich ihm angehörte und lange darüber hinaus leitete. Ich habe ihn für mich manchmal dem König Nussknacker verglichen, so bolzgrad und steif hielt sich der kleine energische Mann und so kräftig war sein Gebiss, das ein strähniger, graumeliertes, später weißer Vollbart umrahmte. Über seiner hohen Stirn standen die Haare in die Höhe, wie bei einem Wiedehopf die Federn. Er war ein gerechter, aber strenger Mann, der sich trotz seiner kleinen Statur großen Respekt zu verschaffen wusste. Trotzdem hatte er seinen Spitznamen. Er fügte gern in seine Reden ein nachdenkliches „Tja, tja!“ ein und so hieß er den allgemein nur der „Tja, tja“. Als Gräzist und gelehrter Kommentator griechischer Tragödien genoss er einen guten wissenschaftlichen Ruf und war auch Mitglied der bayrischen Akademie der Wissenschaften. Das war insofern für mich nur von Vorteil, als ihr auch mein Vater seit seiner Übersiedlung nach München angehörte. Ich bewahre noch seine goldgestickte blaue Akademikeruniform, in der er sich etwas seltsam vorkam, wenn er sich ordensgeschmückt, den Degen an der Seite und den Schiffhut auf dem Kopf, mit ihr angetan in die Festsitzungen fahren ließ. Ich war dann immer sehr stolz auf meinen so reich ausgestaffierten Papa. Dass ich meine ganze Gymnasialzeit trotz meiner verschiedenen Sünden und Frechheiten ganz ohne Rektorsstrafen durchgekommen bin, verdanke ich wohl der Akademiekollegenschaft meines Vaters mit meinem Rektor. Seine Töchter wurden übrigens auch von meinen Schwestern gelegentlich eingeladen. Eine von ihnen heiratete den spä-

teren Ordinarius für Byzanthinologie **Dr. Heisenberg**, dessen Sohn hinwiederum der berühmte Physiker ist. Mein Vater ist mit Wecklein immer ganz gut ausgekommen, andere Väter weniger. So hat sich Vater Pringsheim mit ihm derartig verkracht, dass er seine Söhne zu meinem Leidwesen aus dem Maxgymnasium nahm und sie ins Wilhelmsgymnasium tat. Sicher hat aber auch mein alter Herr diesen und jenen kleinen Disput mit Wecklein gehabt, wie er denn überhaupt unseren Lehrern ganz gern hie und da etwas am Zeug flickte. So einmal, als ich in mein Zensurheftchen, in das wir all' unsere Verweise und Strafen einzutragen hatten, schreiben musste: „Ich bin während des Unterrichts unaufmerksam gewesen – Dies bezeugt: ____“. Unter diesen Eintrag sollte die Unterschrift des Vaters kommen. Der meinige aber schrieb: „Ich erinnere mich nicht, während des Unterrichts unaufmerksam gewesen zu sein, bezeuge aber, das Obenstehende gelesen zu haben. Georg Ebers“. Der Lehrer bekam einen roten Kopf, als er das las und seitdem mussten wir unter unsere Eintragungen „Dies gelesen zu haben bezeugt: _____“ schreiben.

In unserem großen Salon hingen die meisterhaften Porträts meiner holländischen Urgroßeltern. Es hieß, sie seien von Bradley, einem Schüler des berühmten Sir Thomas Lawrence gemalt. Ich und mit mir andere, die feinere Kenner sind als ich, halten es aber nicht für ausgeschlossen, dass die Bilder von Lawrence selbst stammen. Jedenfalls wurden sie von allen Künstlern und Kunstkritikern, die uns besuchten, sehr bewundert. Mein Vater zitierte gern einen Ausspruch von Defregger, der vor diesen Porträts gesagt habe: „Das ist, was Lenbach erstrebt“. Ein höheres Lob konnte man ihnen nach damaligen Begriffen wohl kaum spenden.

Nun, vor diesen Gemälden sah ich einmal zwei meiner älteren Geschwister stehen und hörte, wie sie sagen, dass diese Urgroßeltern doch recht jüdisch aussähen. Ich war betroffen und fragte sogleich, woher denn das wohl käme. Die Geschwister lachten und meinten, das sei doch ganz natürlich, sie seien ja Juden gewesen. So erfuhr ich denn,

dass mein Vater mütterlicherseits jüdischer Abstammung sei. Das ich es auch väterlicherseits war, habe ich erst sehr viel später erfahren.

Dadurch, dass seine Eltern sich schon 10 Jahre vor seiner Geburt im Jahre 1827 hatten taufen lassen, seine Mutter keinen Sonntagsgottesdienst versäumte und ihre Kinder im Sinne des Christentums erzog, kam es ihm gar nicht in den Sinn, sich als Juden zu betrachten. Damals war noch das Glaubensbekenntnis maßgeblich und erst nach meines Vaters Tod kam die Rassentheorie auf, nach der sich Hitler und seine Gesinnungsgenossen in so unmenschlicher Weise richteten. Man hat meinem Vater verübelt, dass er in seiner „Lebensgeschichte vom Kind bis zum Manne“ den Familiennamen seiner Mutter Levyson verschweigt. Gewiss ist dies ein Ausweichen vor Tatsachen, aber doch verständlich, denn er fühlte wohl, dass er dadurch seine jüdische Abstammung enthüllt und seiner gesellschaftlichen Stellung geschadet hätte. Denn wenn auch kein eigentlicher Antisemitismus in der damaligen Gesellschaft herrschte, so war er doch in gewissen Kreisen verbreitet. Aber wenn man sich auch im Allgemeinen von Angriffen auf die Juden fernhielt, so waren sie doch ständig dem Spott und Hohn ausgesetzt. Selbst ein so harmloses Witzblatt wie die „Fliegenden Blätter“ beteiligte sich an dieser Verhöhnung und Verunglimpfung fast in jeder Nummer. Die Judenwitze gehörten zum ständigen Repertoire aller Witzblätter und obwohl man sie nicht ernst nahm, trugen sie doch dazu bei, die Juden nicht nur lächerlich zu machen, sondern sie als zweitrangig und minderwertig erscheinen zu lassen.

Wie sehr diese Meinung auch bei Kindern, die wir doch damals noch waren, akzeptiert war, sah ich an einem kleinen Erlebnis, das ich kurz nachdem mir die jüdische Abstammung meines Vaters bekannt geworden war, mit meinem Freund Oscar von Perfall hatte.

Ich war ja auch mit den Pringsheimjungen, die damals noch unsere Klassenkameraden waren, befreundet. Einmal war ich mit mehreren Schulfreunden zusammen in der Perfallschen Wohnung und es kamen die Pringsheims zur Sprache. Oscar mochte sie nicht und bezeichnete

sie kurz als „Judeng´schwerl“. Das ärgerte mich, ich nahm sie in Schutz und sagte ihm, wenn er so gegen die Juden wäre, könne er ja auch nicht mit mir befreundet sein, denn ich hätte auch jüdisches Blut. Darauf rief er generalisierend wie später Hitler und seine Jünger: „Habts ihr`s g´hört, der Ebers is auch a Jud!“. Das ging mir lange nach, zumal diese Äußerung von einem Jungen stammte, mit dem ich mich freundschaftlich verbunden fühlte. Ich habe es seitdem immer vermieden, anderen Leuten ungefragt etwas davon zu sagen, dass die Hälfte meiner Ahnen Juden waren.

In meiner väterlichen Familie schien das ja auch längst vergessen zu sein. Sie war nicht nur arisch-christlich versippt, sondern hatte auch in die besten und ältesten deutschen und österreichischen Adelsgeschlechter hineingeheiratet, so dass viele nahe und entfernte Verwandte den Freiherrn- und Grafentitel trugen. Und damit war die Familie Ebers schon seit den Zeiten der Judenemanzipation in der romantisch-liberalen Gesinnung des beginnenden 19. Jahrhunderts in die oberste Gesellschaftsschicht aufgerückt. Innerhalb der jüdischen Kreise gehörte sie schon immer zur internationalen Aristokratie derselben.

In der dritten Klasse bekamen wir als Ordinarius **Dr. Johann Melber**, der die, unter der allzu milden Führung von Zimmermann schon ein bisschen verbummelte Klasse wieder in straffe Disziplin brachte. Ich habe ihn in der Oberklasse zum zweitenmal als Ordinarius gehabt und den vortrefflichen, kenntnisreichen und gerechten Mann trotz der etwas trocken-sachlichen Art seines Unterrichts schätzen gelernt. Er wurde später ins Ministerium berufen und war als Ministerialrat jahrelang Referent für das ganze Mittelschulwesen Bayerns.

In dieser dritten Klasse befreundete ich mich näher mit **Max Wichmann** und ich könnte nicht sagen, dass er einen guten Einfluss auf mich ausgeübt hat, obwohl er ein ganz charmanter Bursch war und es allen Müttern, so auch der meinen, antat.

Wenn ich von meiner Lateinschulzeit berichte, so ist es unerlässlich, noch das Bild eines Lehrers zu zeichnen, der eine Art von Kinderschreck für uns gewesen ist und zwar des „Kalligraphie-Professors“ – alle Lehrer wurden mit „Herr Professor“ angeredet – von dem wir nur als vom „Kali“ sprachen. Er hieß **Christ**. Ein Hüne von Gestalt, trug er einen prachtvollen Charakterkopf zwischen den breiten Schultern, mit Adlernase, einer blonden Mähne, buschigen Augenbrauen und einem wallenden blonden Vollbart. Die ganze Erscheinung hatte etwas Genialisches und Imponierendes. Tatsächlich aber war dieser Mann der kleinlichste Pedant und engstirnigste Schulfuchser, der mir je begegnet ist. „Schönschreiben und Zeichnen“ waren die Fächer, die er uns in zwei qualvollen Wochenstunden lehrte. Und wie er lehrte!. Das Kalligraphische durch mühsames Malen von großen und stumpfsinniges Exerzieren von kleinen Buchstaben, immer nach der gleichen Methode ohne all die stilvollen Varianten, die diese Kunst erst zur Kunst machen, ja, es ermöglichen, dass wirklich hohe Kunst aus ihr erwächst, wie bei der chinesischen Malerei. Ich glaube, dass keiner von uns seine Handschrift durch diese seine Methode auch nur um etwas verbessert hat. Sein Zeichenunterricht war noch geisttötender und zweckloser. Ziehen von geraden Linien, Konstruieren von Kreisen und Ellipsen mühevoll aus freier Hand und später das von symmetrischen Ornamentformen wie etwa Palmetten, gleichfalls ohne Hilfe von Zirkel, Lineal und Winkelmaß war der Inhalt seines gänzlich nutzlosen Lehrsystems. So waren denn seine Stunden mein ständiger Schrecken. Dazu die ständige Angst, von ihm gestraft zu werden! Er war einer von den vielerlei kantigen Steinen, durch die man wie in einer Kugelmühle im Leben rund geschliffen wird. Ich bringe es aber heute, nach so viel Jahrzehnten, noch nicht fertig, ihm, den ich von Grund auf hasste, dankbar zu sein.

In den späteren Jahren fiel dann die Kalligraphie weg und wir bekamen einen Zeichenlehrer namens **Birger**. Bei ihm lernte man gleichfalls nichts. Zwar ließ er uns dies und das von der Natur zeichnen und es sogar mit Aquarellfarben kolorieren, aber er konnte im Gegensatz zu seinem überstrengen Kollegen Christ in keiner Weise Disziplin halten.

Wir tanzten ihm alle auf der Nase herum und benutzten die Stunden in der Hauptsache dazu, mit ihm allerhand Schabernack zu treiben. Der gutmütige, den nur seine eigene Malerei interessierte, der das Schulhalten aber wohl bloß seines kleinen Gehaltes wegen ausübte, ließ sich das geduldig gefallen und verbrauchte keineswegs seine Nerven wegen unserer Ungezogenheiten.

Von dem, was man in den ersten Lateinklassen lernte, ist wenig zu sagen. Durch das Lateinische fand man sich leidlich durch, vom „mensa, mensae, mensam“ bis zu den ersten grammatikalischen Nüssen, die man zu knacken bekam und bis zu der ersten Lektüre, dem gar nicht so uninteressanten Cornelius Nepos. In der Arithmetik bewältigte man noch einigermaßen den Stoff. Im Geschichtsunterricht war ich aufmerksam und interessiert, nur die Jahreszahlen machten mir Pein und sie machen mir das heute noch. Im Deutschunterricht pflückte ich mir die Rosinen der ersten literarischen Einführungen aus der wenig schmackhaften Unterweisung in Grammatik, deren geistbildende und ordnende Notwendigkeit ich aber doch weniger verstand als ahnte.

In diesen Jahren war unser ganzer Familienkreis, außer meinen bereits verheirateten Halbschwestern Tilly und Emmy, in unserer großen Schönfeldstraßen-Wohnung beisammen. Auch mein Bruder Paul war nach lustigen Korpssemestern in Freiburg zu ernsterem Studium nach München gekommen und als Koassistent in die Universitätsklinik des Geheimrat Ziemssen eingetreten, eines Internisten von großem Ruf. Dessen langjähriger Assistent war damals der nachmalige Dr. Sittmann, mit dem meinen Bruder von da ab eine lebenslängliche Freundschaft verband. Paul hatte im 4. Stock des Hauses, wo auch die Köchin und die beiden Dienstboten hausten, seine eigene mit Korpsbändern, Mützen und Rapiere ausgeschmückte „Bude“, in der ein menschliches Skelett, Gläser mit medizinischen Präparaten und andere, für mich Buben etwas gruselige Dinge, sowie ein Mikroskop und ein Gestell mit medizinischen Büchern, auf sein Studium hinwiesen. Mein Bruder Hans hauste in einem kleinen Zimmer nach hinten hinaus, in dem er alle brotlosen Künste, wie z. B. die in Mode gekommene Kerb-

schnitzerei wohl mehr betrieb als seine Gymnasialstudien. Wenigstens waren diese von so wenig Erfolg gekrönt, dass er gegen Ende der Schönfeldstraßenzeit nach Burghausen zu einem Lehrer in Pension gegeben wurde, von wo aus er dann auf eine sogenannte Offizierspresse nach Wetzlar ging, um den von ihm erwählten Soldatenberuf ergreifen zu können.

Meine beiden Schwestern Marie und Elly aber gingen von der Schönfeldstraße aus „in die Welt“ und es mögen diese Jahre wohl zu den schönsten ihres Lebens gezählt haben. Denn diese „Welt“, diese an äußeren und inneren Gütern so reiche Münchener Geselligkeit der Ära des Prinzregenten bot unendlich viel des Schönen und Erfreulichen. Zwar waren die großen öffentlichen Veranstaltungen wie die Redouten und Bal parés, ja auch manch' rauschende Künstlerfeste, in denen es allzu „frei“ herhing, den von der Mutter streng behüteten Töchtern verschlossen, aber es gab an Privatbällen, zu denen auch die der gesellschaftlich führenden Korps, der Franken und Schwaben, sowie die der Gesellschaften „Museum“ und „Aula“ gehörten, noch Gelegenheiten genug, um den Glanz der Residenz-, Künstler- und Universitätsstadt zu genießen.

Wie gut weiß ich noch, wie es war, wenn des Abends die Friseurin kam, um den Schwestern kunstvoll die Haare zu ordnen und sie mit künstlichen Blumen, Federn oder Bändern zu durchflechten und wie die beiden sich dann in vollem Ballstaat stolz und freudestrahlend dem Familienkreise präsentierten. Mir als Bubens war es zwar ein wenig befremdend und genierlich, sie nun im Decolleté und mit bloßen Armen zu sehen, was mit der sonstigen damals üblichen bis zum Hals und den Handgelenken fest verschlossenen Tracht kontrastierte. Aber ich fand die Schwestern doch immer sehr hübsch und träumte davon, auch einmal mich auf einem Ball zwischen lauter solchen lieblichen Wesen in Seide, Tüll und Spitzen bewegen zu dürfen. Einen gewissen Vorgeschmack davon hatte ich ja schon durch unsere eigenen Hausbälle bekommen, die alljährlich stattfanden und wo sich etwa solche Wesen

mit Herren in schwarzen Fräcken und bunten Uniformen im Kreise drehten oder sich in Kontertänzen bekomplimentierten.

Außer ihrem Schlafzimmer hatten die Schwestern noch ein in ziemlich stillosem Neu-Rokoko eingerichtetes Wohnzimmer, das zwischen dem allgemeinen Wohnzimmer und dem Esszimmer lag. Hier stand ein Pianino, das im Gegensatz zu dem Bechsteinflügel im großen Salon, zum Üben diente. Und an diesem Pianino habe ich dunkle Stunden verlebt, denn an ihm bekam ich Klavierunterricht. Meine Lehrerin hieß Werzula, war ein ältliches Fräulein mit einer hässlichen Hakennase, was ihrem Gesicht etwas vogelartiges gab. O wie hat sie mich mit Tonleitern und Fingerübungen gelangweilt! Trotz meiner großen, sehr großen Liebe zur Musik kam und kam ich nicht weiter. Zum Teil war daran auch der Umstand schuld, dass ich um alles das Notenlesen nicht lernen konnte. Zum Teil war mein Mangel an Konzentrationsfähigkeit schuld, zum Teil aber auch mein gutes Gehör. Denn hatte ich einige Male mir eines der leichten Stückchen mühsam nach den Noten zusammengesucht, so spielte ich es auswendig, so wie ich ja auch alles auswendig und fast nie nach der Natur zeichnete.

Später, als wir schon in der Triftstraße wohnten, bekam ich dann einen Lehrer, den jüngeren Bruder des berühmten Liszt-Interpreten Pembauer, der selbst ein bedeutender Organist werden sollte. Der gab meinen Fall ziemlich bald als hoffnungslos auf und gab sich nicht die geringste Mühe mit mir, bis meine Eltern auch ihn entließen und ich nun ohne Klavierunterricht blieb.

In der vierten Klasse bekamen wir einen herzenswarmen, feingebildeten und feinfühligem Ordinarius: **Dr. Thomas Stettner**. Er lebte als Junggeselle in guten Verhältnissen und hatte den Lehrberuf aus Liebe zur Jugend ergriffen und nicht, wie so viele seiner Kollegen, wegen der Möglichkeit verhältnismäßig rasch etwas zu verdienen. So empfand er sein Amt nicht wie seine Amtsgenossen das so oft taten als Last, sondern war ihm mit Liebe und Freude hingegeben. Er hatte dabei nur einen Fehler, dass er es nicht über sich brachte, einem seiner Schü-

ler wehe zu tun, ihn zu strafen oder auch nur scharf zu tadeln. So war es unter seiner Führung in der Klasse mit der Disziplin nicht allzu gut bestellt. So hatte seine gütige Art des Schulhaltens nicht immer den Erfolg, den er bei der schönen Art, uns sein umfassendes Wissen mitzuteilen, hätte haben können. Gern unterstützte er seinen anregenden Unterricht mit Anschauungsmaterial. In jedem Klassenzimmer gab es einen Schaukasten und da stellte er uns gern alte Stiche, Bücher, Münzen und wohl auch hier und da ein antikes Fragment aus, was in Beziehung zum Geschichtsunterricht, zur deutschen und lateinischen Lektüre stand. Dinge, die er vielleicht seinen eigenen Sammlungen entnahm.

Wir zogen im Herbst 1894 in eine kleinere Wohnung. Sie lag im alten Lechel in der Triftstraße No. 6. Bedingt war dieser Wohnungswechsel wohl durch das Ausscheiden meiner Brüder aus dem elterlichen Haushalt und durch die Verheiratung meiner Schwester Marie, die im Sommer erfolgt war.

Die langen Sommerferien in Tutzing und die Wochenenden dort waren natürlich die schönsten Zeiten meiner Lateinschul- und Gymnasialzeit. Gewöhnlich siedelte der Hausstand ja Anfang Mai aufs Land über. Ich war bis zum Ferienbeginn im ersten Jahr meiner Lateinschulzeit mit Tante Helene in der teppich- und vorhanglosen Wohnung zurückgeblieben. Die Polstermöbel waren mit Überzügen versehen, die Lüster verhüllt und die nach Mottenmitteln riechenden Räume waren leer und ungemütlich. Das für mich Unterhaltende war, dass Tante Helene mit mir zum Essen ausging, denn sie hatte – bezeichnend für die „höheren Töchter“ dieser Zeit, speziell die baltischen – in ihrer Jugend nicht kochen gelernt. Damals habe ich zum ersten Mal etwas von den Gaststätten Münchens kennen gelernt, manche wie das Restaurant Gisela in unserer Nähe oder das Café Maximilian in der gleichnamigen Straße gibt es längst nicht mehr. An allen Samstagen und den zahlreichen Feiertagen fuhren wir natürlich nach Tutzing, immer per Bahn bis Starnberg und von dort aus mit dem Dampfschiff. Seit dem zweiten Lateinschuljahr wurde ich aber für diese Frühsommermonate bei den Ge-

schwistern Heydenaber untergebracht und fuhr von dort aus an allen schulfreien Tagen hinaus.

Die drei Schwestern Heydenaber hatten sich zusammengetan, um eine geräumige Wohnung im dritten Stock eines Zinshauses in der Türkenstraße zwischen Theresien- und Schellingstraße zu mieten. Luise und Emma von Heydenaber verdienten mit Stundengeben, die Ältteste, Babett, besorgte den Haushalt und die Küche mit einem Dienstmädchen zusammen. Während seiner Kommandierung zur Kriegsakademie war für drei Jahre auch der „Bruder Leutnant“, jetzt „Premier-Leutnant“ Gustav dort einquartiert. Außerdem wurden während der ganzen Jahre meiner Gymnasialzeit, in der ich den größten Teil des Sommersemesters bei Heydenabers verbrachte, Pensionäre verschiedenen Alters, aber auch verschiedener Nationalität aufgenommen. Ich erinnere mich noch gut zweier ältlicher Engländerinnen, die alljährlich wiederkamen, Miss Taylor und Mrs. Gregson, die immer nett zu mir waren. Sie hatten sich ihre Zimmer vollgestopft mit bric á brac, das sie bei Althändlern und auf der Auer Dult erstanden hatten. Auf allen Tischen und Stühlen lagen Bruchstücke von Messgewändern und die Wände und Kommoden waren mit allerlei Silberblech aus Sakristeien und Kirchen geschmückt. Sie kamen sich recht vor wie seriöse Kunstsammler.

Eine Zeit lang war ich zusammen mit **Olly Lindpaintner**, deren schöne Mutter später die Frau von **Franz von Stuck** werden sollte. Olly, die später ein sehr apartes und viel umworbenes Mädchen werden sollte und der ich heute noch als der Witwe von **Hugo Oberhammer** freundschaftlich verbunden bin, war damals ein blasses, knochiges Ding, mit dem ich manchmal kräftig rauftete.

Die Wochenenden und die vielen Ferientage, die sich im Frühsommer besonders häuften, aber hauptsächlich die großen Ferien, die damals vom 14. Juli bis zum 18. September dauerten, all diese herrlichen, sommerlichen Tage am See führte mich auch während der Lateinschulzeit mit Kindheitsfreunden, wie den Vettern Obpacher zusammen, zu denen

sich dann im Laufe der Jahre neue Freundschaften oder Bekanntschaften gesellten.

Eines besonders netten und originellen Freundchens, der etwas jünger war als ich, muss ich hier besonders gedenken, weil die Welt, in der seine lebhaftige Phantasie sich bewegte, für mich neu und sehr anziehend war. Der frische muntere Junge hieß **Sigurd af Ekström** und war ein Neffe des Tutzinger Schlossherrn Grafen Lundberg. Er wohnte mit seiner schönen goldhaarigen Mutter, der Frau eines schwedischen Offiziers, während des Sommers 1892 im Schloss, war aber eigentlich mehr bei uns als dort. Das Deutsch des stämmigen, rotblonden Kerlchens, das sich immer sehr adrett kleidete, war anfangs sehr holperig, aber bald konnte er mir in langen, sehr lebhaften Erzählungen schildern, was ihn innerlich beschäftigte. Es war im Wesentlichen die seltsame skandinavische Welt der Trolle. Die vielen nordischen Sagen und Märchen bevölkerten seinen regen Geist, in erster Linie eben mit diesen „Trollen“, die unseren Heinzelmännchen vergleichbar – nicht nur helfend und fördernd den Menschen beistehen, sondern als riesige Ungetüme für ihn auch bedrohende und strafende Mächte darstellten. An diese Geister glaubte er fest und konnte in einer so suggestiven Art von dem erzählen, was er mit ihnen erlebte, dass ich zeitweise auch an sie glaubte.

Jedes Mal, wenn ich den Landungssteg in Starnberg betrat, der weite See mit der blauenden Bergkette vor mir lag und die frische Seeluft mir entgegenwehte, fühlte ich mich zu Haus und war glücklich. Ging ich über den Laufsteg aufs Schiff, so griff der Kapitän auf der Kommandobrücke an die Mütze und jeder Matrose grüßte mich mit Namen. Mein Lieblingsplatz war dann neben dem Steuermann in dessen Häuschen auf dem Oberdeck. Seine Gunst hatte ich dadurch erkaufte, dass ich ihm von meinem kleinen Taschengeld hie und da eine „Halbe“ kaufte. Der Dampfer fuhr ja sehr nah an unserem Anwesen vorbei und irgend jemand von der Familie schaute immer nach mir aus. Fuhr ich nach Schluss des Schuljahrs hinaus, wo es immer ein bisschen zweifelhaft war, ob ich versetzt wurde, borgte ich mir das große trichterförmige

Sprachrohr des Steuermanns und brüllte fröhlich hinein: „Durchgekommen!“ Das wurde dann mit lebhaftem Winken erwidert und man empfing mich schon am Gartentor mit fröhlichem Gesicht.

Nun, im Jahre 1894 war ich nicht durchgekommen und rückte in eine Klasse ein, die mir fremd war, unter einem Ordinarius namens **Köbert**. Er versah sein Amt ebenso unfreudig, wie es unser guter Stettner freudig getan hatte. Sein roter Bart umrahmte ein abweisendes Gesicht, er klopfte sein Pensum ab so gut es ging, hielt Disziplin, aber wenn er unsere kleineren wie größeren Sünden bemerkte, so strafte er in einer Art, dass es aussah, als räche er sich für einen ihm persönlich angetanen Tort, wobei er seinen Ärger nicht verbergen konnte. Das machte ihn nicht beliebt in unserer Klasse, mit der ich nun verhältnismäßig rasch zusammenwuchs. Meine Hauptfreude, die ich mir erwarb, waren der hochmusikalische **Heinz Hess** und der kluge, strebsame **John Rosenthal**, von denen beiden noch öfters die Rede sein wird, denn sie sind mir Freunde fürs Leben geblieben.

Das, was ich für mich in diesen schwer durchkämpften Entwicklungsjahren gewann, war also wohl nicht als Grundlage einer Weltanschauung anzusehen, weder einer selbstgeschaffenen, noch auch einer erworbenen, es war vielmehr die Basis einer durchführbaren Lebenshaltung. Ich meine dies Wort nicht im äußerlich praktischen Sinn einer Lebensführung, sondern in dem einer inneren Haltung dem Leben gegenüber.

Wie war nun diese Haltung, die sich bei mir damals heraus bildete und die ich in verschiedenen, dem jeweiligen Alter gemäßen Abwandlungen weiterhin beibehielt? Kurz gesagt: ich suchte das Leben zu ergreifen, es auszukosten. Vorurteilslos oder doch ohne mich der Ächtung auszusetzen, die göttliche Verletzung des herrschenden Sittenkodex mit sich bringt. Als ich später im „Auch Einer“ von Vischer das Wort las: „Das Moralische versteht sich von selbst“, war mir aus der Seele gesprochen.

Dabei baute ich mir meine Ethik aus mir selbst auf, meinem Gefühl für das Rechte mehr vertrauend als Sittengesetzen und -regeln. Ich irrte eigentlich nur dann von ihm ab, wenn ich Menschen, die ich liebte oder die mir nahe standen durch allzu reine Wahrheit zu verletzen glaubte. Dem Wahlspruch meines Vaters: „Wahrsein in Liebe“ bin ich somit wohl immer gefolgt. Gegen mich selbst versuchte ich unter allen Umständen wahr zu bleiben.

Das bedingte auch meine Stellung zu allen transzendenten Fragen. Ich wäre kein denkender Mensch, aber auch kein künstlerischer gewesen, wenn sie mich nicht dauernd beschäftigt hätten. Aber ich wollte nur das davon wahr haben, was mir wirklich als wahr einleuchtete und das war wenig. So versuchte ich schon frühzeitig über diese Dinge nicht allzu viel zu grübeln und zu spekulieren. Damit hatte ich mich in meinen Entwicklungsjahren genügend aufgerieben.

Jenseitiges, an dessen Existenz in irgend einer Form oder Uniform ich ja glauben musste, verbannte ich aus dem Bereich des Denkens in den des Gefühls, der Phantasie. Immer wieder war Goethe mein Führer, ja mein Retter, wenn ich im Ringen um die soeben geschilderte innere Lebenshaltung zu erliegen drohte. Und das war in diesem schwierigen Jahren nur allzu oft der Fall. Denn man hat mich schon von Kindheit an mit der Lehre einer göttlichen Vergeltung belastet und mir eingeprägt, dass der Mensch - also auch ich - sündig sei und schwere Strafen im Jenseits zu erwarten habe. So gesellte sich zu der Angst vor dem Tode, der dem jungen Menschen viel unbegreiflicher und sehr viel schrecklicher erscheint als dem gealterten, noch die Furcht vor dem Jüngsten Gericht, vor das wir dereinst gestellt werden sollten. Dass einem der Glaube an ein solches drastisch eingehämmert wurde, gehörte und gehört nun einmal zur christlichen Erziehung und schließlich entzog man sich nicht einer solchen drohenden Vorstellung - obwohl das Prinzip der Vergeltung eher jüdischen als christlichen Vergebung und Verzeihung verlangenden Grundsätzen entsprach. Lebhaftige Phantasie, mit der ich begabt bin, wandelte sich in dieser Zeit von einer Begnadung in einen Fluch, denn sowohl die Todesqualen als auch die Höllenqualen, die mich

vielleicht einmal heimsuchen würden, stellte ich mir plastisch vor, als erlitte ich sie schon jetzt. Es half nichts, dass ich mir sagte, dass es mit den Todesnöten ja für mich bei meiner Jugend wohl noch gute Weile haben würde, um mich gegen sie zu wappnen. Es half auch nichts, dass ich mir nicht vorstellen konnte, wie die Auferstehung des Fleisches vor sich gehen sollte, durch die erst die in den heiligen Schriften geschilderten körperlichen Züchtigungen in der Hölle ermöglicht würden. All das half nichts gegen die schweren Ängste, die mich damals umtrieben und mich oft wirklich an den Rand der Verzweiflung brachten.

Man möge daraus nicht entnehmen, dass ich nun eine besonders muckerische und gegen freigeistige Ideen intolerante Erziehung genossen hätte. Bei der weiträumigen liberalen Gesinnung meiner Eltern war das durchaus nicht der Fall. Aber es drang eben doch durch den Religionsunterricht, durch Bibellektüre und den Kirchenbesuch so viel zutiefst Beunruhigendes auf mich ein, dass es auf ein von Natur aus sehr sensibles Gemüt, wie das meinige, die soeben geschilderte Wirkung hatte. Meine Nerven waren an sich durch die körperliche Umstellung, die das Pubertätsalter mit sich bringt, überreizt, meine Depressionen nahmen vielfach den Charakter einer richtigen Neurose an. So schwer ich damals darunter gelitten habe, so war das doch wohl nötig, um meinem Lebensschifflein den bleiernen Kiel zu geben, der ihm erst ein Geradeausfahren ermöglichte und es stabil machte, wenn Stürme es zum Kentern hätten bringen können. Die mir angemessene Stellung zum Transzendenten hat mir diese Zeit und ihre Nachwirkungen erst ermöglicht, sie half mir dazu, mich von Dogmen und Formelwesen immer mehr zu befreien und von der Natur her, die ich von jeher liebte und verehrte, an das Göttliche – oder wie sonst man dies Höchste nennen mag – heran zu kommen. So gelangte ich mit der Zeit zu einer inneren Haltung, die zwar das Überirdische nicht leugnete, nicht rein materialistisch war, aber es sich aus der irdischen Schöpfung heraus erklärte, es in ihr zu verstehen versuchte und sein Walten über ihr ahnend fühlte und verehrte. Ich kam zu dem, was Georg Spranger einmal mit einem Wort zu bezeichnen versuchte, für das es meines Wissens kein besseres gibt, mit dem Wort: „Weltfrömmigkeit“.

Trotzdem das Wilhelmgymnasium am Max-Monument ganz nahe an unserer neuen Wohnung lag, war ich dem viel weiter entfernten Maxgymnasium treu geblieben. Ich fuhr immer mit der Pferdebahn dorthin, wobei an der Haltestelle Bruderstraße stets ein zweites Pferd vorgespannt wurde, um die Steigung der Galeriestraße bis zum Hofgartentor besser überwinden zu können. Manchmal machte ich auch den Weg zu Fuß. Nahm ich des Morgens den Hinweg durch die Von-der-Tannstraße, so begegnete mir oft der damals schon ergraute Prinz Ludwig, der später als Ludwig III. der letzte bayrische König werden sollte, auf seinem Morgenspaziergang. Man machte dann Front und hatte es eilig, seinen Hut zu ziehen, bevor die überaus höfliche königliche Hoheit an ihren Zylinderhut griff. Zuweilen stand er auch in eifrigem Gespräch mit dem langjährigen Finanzminister Freiherrn von Riedl, der Bayerns, durch die Bauleidenschaft Ludwig II. zerrütteten Finanzen in langer Arbeit wieder aufs beste hergestellt hatte. V. Riedl war der Typ des jeder Repräsentation abholden bayrischen Beamten alten Schlages und sah mit seinem, über den Mund hängenden Schnurrbart und seinen buschigen Augenbrauen ein wenig aus wie sein treuer Schnauzer, der ihn stets begleitete.

Von Zeit zu Zeit machte ich meinen Heimweg durch die nördlichen Hofgarten-Arkaden, an deren Ende der Kunstverein lag. Der zog mich natürlich immer an, und da die Eltern, wie alle in München sesshaften „besseren“ Leute Mitglieder desselben waren, hatte auch ich dort freien Eintritt, den ich, wenn es die Zeit erlaubte, gern ausnützte. Es waren zwar meist rechte Durchschnittsbilder, die man dort sah, aber öfters waren auch interessante Kollektionen einheimischer und fremder Künstler ausgestellt, die fesselten und an denen sich mein Geschmack bilden konnte, als ich etwas reifer geworden war. Die Arkadenreihe vor dem Kunstverein bot den Ausblick auf den großen vertieften Hof, hinter dem sich das jetzt so schwer angeschlagene Armee-Museum erhebt. Damals aber stand an dessen Stelle noch die alte Leibregiments-Kaserne, ein großer schlichter Barockbau. Der weite Hof vor ihm

diente als Exerzierplatz für die „Leiber“, und von den Arkaden aus sah man mit Vergnügen zu, wie die langen Kerle gedrillt wurden.

Während ich nun die vierte Klasse zum zweiten Mal durchmachte, gab es ein für mich – den nun vierzehnjährigen – besonderes Ereignis. Frau Pringsheim hatte für ihre Kinder eine Tanzstunde arrangiert, zu der ich eingeladen war. Sie fand in einem geräumigen Billardzimmer statt, das, im Souterrain des Hauses gelegen, durch eine schmale Treppe vom Speisesaal aus zu erreichen war. Der Ballettmeister Fenzel vom Hoftheater gab den Unterricht, wobei er mit einer Geige Melodien und Takt der verschiedenen Tänze angab, auch wenn er selbst uns die Tanzschritte vormachte. Außer den fünf Pringsheimkindern beteiligten sich noch einige zum Teil recht hübsche Mädchen zwischen 10 und 15 Jahren und einige Jungen. Wir waren also alle eigentlich noch Kinder, ein wenig verlegen, wenn wir uns im sonntäglichen Staat vor einander und auch vor den Erwachsenen zeigten, von denen immer einige vom langen Teetisch zu uns herunterkam, um uns zuzuschauen.

Ein Gast, der niemals dabei fehlte, war Frau **Elsa Bernstein**, von der das Drama „Die Königskinder“ stammte, was Humperdinck in einer originellen melodramatischen Art vertont hat. Sie liebte die Jugend und folgte mit ihren kurzsichtigen Augen voll freundlichstem Interesse unseren Tanzübungen. Ich wurde, weil ich mich nicht ungeschickt dabei verhielt, des Öfteren von ihr gelobt. Von den hübschen Jüngerlein, die an dem Kurs teilnahmen, war wohl Ida von Giese, ein schönes dunkeläugiges Mädchen, die Älteste. Sie heiratete später Guido von Maffei, den Gutsherrn von Freiham. Ihre beidem Brüder Otto und Albrecht beteiligten sich auch an dieser Tanzstunde. Die jüngste von den Teilnehmerinnen war Ilse von Werth, ein niedliches blondes Dingelchen. Nachdem die erste kindliche Befangenheit überwunden war, regte sich schon etwas von dem bekannten „Neigen von Herzen zu Herzen“ bei uns. Meine Erwählte war Lusa Rumpler oder wie sie mit Ihrem Kosenamen hieß, die Luschelei. Sie war ein schlankes, zartes, blauäugiges Mädchen mit hellem Teint und seidigem Blondhaar, das sie an den Tanznachmittagen stets offen trug. Sie bewegte sich mit natürlicher

Grazie, den Blick meist träumerisch ins Weite gerichtet. Ihre Mutter, eine weltgewandte Dame mit goldrotem Haar war eine der schönen Töchter des ehemaligen bayrischen Gesandten und Publizisten Wilhelm von Dönninger. Eine ihrer Schwestern, Helene, war eine durch ihre Beziehungen zu Ferdinand Lassalle, der von seinem Nebenbuhler dem Bojaren Racowitza im Duell erschossen wurde, vielgenannte Frau, zumal sie den Mörder ihres Freundes heiratete. Lassalle stand seinerzeit im Mittelpunkt des Interesses als eigentlicher Gründer der sozialdemokratischen Organisation Deutschlands und es erregte natürlich größtes Aufsehen, als seine Freundin den walachischen Fürsten heiratete, durch den er gefallen war.

Der folgende Sommer, wie auch die nächsten, stand für mich im Zeichen des Fahrrads – oder wie man damals noch sagte: des Velozipeds! Ich hatte schon im Jahr vorher ein Knabenrad bekommen, das noch keine Pneumatik, sondern Vollgummireifen hatte, wie etwa die Kinderwagen. Solch ein Gefährt hatte natürlich den Nachteil, dass es die Stöße einer auch nur etwas unebenen Trasse nicht ausglich, aber es war als „Niederrad“ gebaut und bedeutete schon einen großen Fortschritt gegen das „Hochrad“ mit dem das Radfahren angefangen hatte. Nun hatte ich aber aus zweiter Hand von Erik, dem ältesten Pringsheimbuben ein englisches Swift-Rad kaufen dürfen mit luftgefüllten Reifen und einer Konstruktion, die im Wesentlichen schon dem durchgebildeten Typ des Fahrrads glich, wie es bald darauf herauskam und sich bis heute fast unverändert erhalten hat. Das war nun erst das richtige Radeln, zu dem ich mich bald, wie alle Jugend, leidenschaftlich bekannte.

Das Radeln war damals große Mode, wie heute das motorisierte Fahren. Da es dieses noch nicht gab, waren auch die Landstraßen nahezu staubfrei und gefahrlos für die Radfahrer und man konnte als solcher auch große Touren, ja richtige Reisen machen. Kein Wunder, dass sich jeder, der sich ein Veloziped – das damals noch recht teuer war – leisten konnte, dem Radfahren verschrieb. Aber es gab auch genügend Leute, die dem neuen Vehikel ablehnend, ja feindlich gegenüber standen. Auch die Behörden trauten ihm nicht recht und erließen strenge

Vorschriften für den Radverkehr. Jedes Fahrrad musste an der Lenkstange und am hinteren Teil des Sattels eine Nummer tragen und man erhielt diese erst, wenn man eine praktische Prüfung im Fahren und eine theoretische über die Bedingungen, unter denen man fahren durfte, abgelegt hatte. Nach Absolvierung dieser Prüfung erhielt man auch ein „Velozipedbuch“, das man als Ausweis bei sich zu führen hatte und in dem alle Bestimmungen über „wo“ und „wie“ des Radfahrens abgedruckt waren. Eigene Fahrschulen entstanden überall, wo unter Leitung von geprüften Lehrern erst in irgendeinem Saal und dann im Freien das Radeln geübt wurde. Eine für unsere Zeit höchst lächerliche Einrichtung, denn schließlich lernt jetzt jeder das Radeln sozusagen von selbst, wie die Kinder das Gehen.

Auch die Vorschriften, die man als Radler zu beachten hatte, kommen einem heutzutage komisch vor. So war zum Beispiel in München für die ganze Innenstadt das Radfahren verboten. Bis zu einem gewissen Grade waren diese Bestimmungen seinerzeit auch berechtigt, denn der ganze Fahrverkehr wurde doch mit Pferdefuhrwerken betätigt und vor dem, den Pferden unbekanntem neuen schnellfahrenden Fahrzeug scheuten sie meist, so dass namentlich auf den engen Stadtstraßen Unglücke entstehen konnten. Natürlich setzte sich trotz der behördlichen Hindernisse das Fahrrad durch und nicht nur die Jugend, sondern auch gesetzte ältere Leute bekannten sich zu ihm.

Für die Damen spielte die Kleiderfrage bei dieser neuen Art der Fortbewegung eine große Rolle. Um ihre streng behütete Wohlanständigkeit nicht preis zu geben, ließen sie sich geteilte Röcke anfertigen und manche Schneider bildeten diese Kleidungsstücke zu einer begehrten Spezialität aus. Solche Röcke mussten sitzen wie ein Reitrock und verhinderten, dass an windigen Tagen ein Knie oder gar ein ganzes Bein der profanen Menge sichtbar wurde. Auf die revolutionierende Idee, Hosen zum Radeln anzuziehen, wäre kein weibliches Wesen verfallen.

Das Veloziped- oder wie man auch sagte: bicycle-fahren war noch ein ganz exklusiver Sport und es hat Jahre gedauert, bis es dem Fahrrad

gelang, durch eine sehr starke Senkung des Preises zum Fortbewegungsmittel des Volkes zu werden.

Ich selbst war rasch mit meinem Rad vertraut und es gelang mir bald, als einem schlanken und gelenkigen Burschen, der ich damals war, allerlei akrobatische Kunststückchen mit ihm auszuführen. Im Tourenfahren war ich zwar niemals sehr ausdauernd, aber mein Aktionsradius war durch das Fahrrad doch sehr erweitert und verschönerte mir die an sich so schönen Sommer in Tutzing.

Zu Beginn des Winters 1895, in welchem ich in die fünfte Klasse aufgerückt war, traf die Familie Seidel und damit uns alle, ein schwerer Schicksalsschlag. An einem trüben Novembermorgen kam ein Telegramm meiner Schwester Emmy Seidel mit der erschütternden Nachricht, dass ihr Mann Hermann plötzlich gestorben sei und der Bitte, meine Mutter möge so bald wie möglich kommen. Sie nahm denn auch den nächsten Zug nach Braunschweig. Man konnte sich nicht erklären, was dem von Gesundheit strotzenden Mann, dessen leichte Lungenerkrankung längst ausgeheilt war, zugestoßen sein könne. Dann kam ein Telegramm meines Bruders Paul, er habe in der Zeitung gelesen, dass Hermann sich das Leben genommen habe, ob das wahr sei? Mein Vater schickte sofort den Diener in die Stadt, um alle erhältlichen Zeitungen zu kaufen und da bestätigte sich die traurige Nachricht. Es vergingen aufregende Tage bis man Näheres erfuhr und mein Vater, der sonst so Beherrschte, alterierte sich so sehr, dass man bei seinem labilen Gesundheitszustand fürchten musste, dass auch ihm etwas zustoßen könne.

Wir erfuhren dann allmählich den Hergang der Tragödie. Hermann hatte sich beim braunschweigischen Minister, einem protestantischen Zeloten, dadurch unbeliebt gemacht, dass er in seinem Krankenhaus Maßnahmen ergriffen hatte, welche die orthodoxe Oberschwester gegen ihn aufgebracht hatte. Diese Oberschwester war persona gratissima beim Minister und sie veranlasste die Assistenten meines Schwagers zu unvorsichtigen Äußerungen über ihn, die seine ärztliche Gewissen-

haftigkeit in Frage stellten. Normalerweise wäre das ein kleinstaatlicher Klatsch geblieben, aber der Minister nahm die Assistenten beim Wort und benützte ihre leichtsinnigen Aussagen dazu, um gegen Hermann das Disziplinarverfahren einzuleiten. Dieser, im Vollbewusstsein seines Rechtes, bisher verwöhnt durch seine glänzende Berufskarriere, von der er wusste, dass sie auf einem ungewöhnlichen Können und unermüdlicher Arbeitsleistung beruhte, fühlte sich in seiner Ehre aufs Tiefste verletzt. Er sah sich auf seinem eigensten Gebiet, auf dem er zu glänzen gewohnt war, von Neid und Missgunst umstellt, er verzweifelte. Vielleicht hätte er nicht den letzten unwiederbringlichen Schritt getan, wenn er nicht durch zwei Jahre angestrenzter Arbeit ohne Urlaub übermüdet und überreizt gewesen wäre. So aber nahm er in der folgenden Nacht eine Überdosis Morphium, durch die er in Bewusstlosigkeit versank und aus der er trotz Wiederbelebungsversuchen der Ärzte nicht mehr erwachte.

In namenlosem Jammer hinterließ er seine kleine liebe Frau und drei hochbegabte Kinder, die späterhin der Welt etwas zu geben hatten. Ich habe immer wieder den Tod dieses Schwagers tief beklagt. Nicht nur, weil er trotz seiner frühzeitigen Flucht aus dem Leben das Urbild kraftvoller Männlichkeit darstellte, zu dem man stets vertrauend hätte aufblicken können, sondern weil er andererseits so ein feinnerviger Kunstliebhaber und Sammler war, der meinen künstlerischen Werdegang sicher mit warmem Interesse verfolgt und fördernd auf ihn eingewirkt hätte.

Seine beiden Brüder, Heinrich Seidel, der feinsinnige Dichter des „Leberecht Hühnchen“ und Paul Seidel, der Kunsthistoriker, Direktor der kaiserlichen Sammlungen und Gründer des Hohenzollern-Museums, stellten die Handlungsweise der Assistenten meines Schwagers öffentlich bloß, um sie zu einer Beleidigungsklage und damit zu einer Beweisführung des schuldhaften Verhaltens ihres ehemaligen Chefs zu zwingen. Es kam dann so, wie es die Brüder erwartet hatten: sämtliche Größen der Chirurgie erklärten die Beschuldigungen der Assistenten als haltlose Verleumdungen, ihre Klage wurde abgewiesen und die Berufs-

ehre meines Schwagers war vollständig hergestellt. Die schwierigen Verhandlungen zogen sich über zwei Jahre hin, in denen meine Schwester Emmy geradezu heldenhaft für die Ehre ihres Mannes kämpfte und duldete. Sie zog zuerst, gemäß dem einmal von dieser geäußerten Wunsch nach Marburg in die Nähe ihrer Schwester Tilla v. d. Ropp, verlegte aber doch bald ihren Wohnsitz nach München, wo sie unweit von uns eine hübsche Wohnung in der Liebigstraße mietete, so dass man sie und die famosen Kinder sehr oft sah.

Als ich die vierte Klasse repetiert hatte, war ich in die Fünfte gekommen, in der ich die Freude hatte, unseren lieben Professor Stettner wieder als Ordinarius zu haben. Wir waren im ersten Stock des großen Turnsaalgebäudes untergebracht und hatten dort ein sonniges freundliches Klassenzimmer mit dem Blick ins Grüne. Zu meinen Spezis Heinz Hess und John Rosenthal gesellte sich noch Walter Niczky. Er war der Sohn eines Gernemalers polnischer Herkunft, dessen sehr süßliche, aber gekonnte Bilder beliebt waren. Er war immer sehr gut angezogen und spielte gern den jungen Herrn. Ein weiterer Mitschüler schloss sich uns an, Wilhelm von Walther, der Sohn eines höheren Offiziers und Neffe des Generaladjutanten des Prinzregenten. Er war ein frischer, kluger Junge, den ich leider später, als sein Vater ein Regiment in Passau übernahm und er selbst Offizier geworden war, ganz aus den Augen verloren habe.

Wir waren alle miteinander etwas ins Bummeln geraten und hatten deswegen einen moralischen Kater bekommen. So beschlossen wir denn, eine „Akademie“ zu gründen, in der wir durch Vorträge und Aufsätze unseren Verkehr auf ein höheres Niveau zu bringen beabsichtigten. Es ist aber dabei über die mit Liebe ausgestattete Gründungs-urkunde, die ich anzufertigen hatte, nicht viel herausgekommen.

Es muss schon in einem früheren als dem nun folgenden Sommer gewesen sein, dass ich mit **Charly von Kühlmann** Freundschaft schloss. Er war zwar etwas jünger als ich, aber ein so blitzgescheites, unterhaltsames Bürschchen, dass man den Altersunterschied kaum merkte.

Sein Vater war Generaldirektor der türkischen Eisenbahnen und brachte seit vielen Jahren den Winter in Konstantinopel zu, im Sommer aber war er mit seiner Familie stets in Tutzing, wo er in dem uns benachbarten Bauernhof mit „Zuhäusl“ des Frauenbergs wohnte, den er späterhin erwarb und innen mit feinstem Geschmack ausbaute, ohne das reizvolle Äußere des alten Bauernsitzes zu verändern. Seine Gattin war die Tochter des durch einen Band romantisch-frommer Gedichte – betitelt „Amaranth“ – berühmt gewordenen **Oscar von Redwitz**. Sie war eine ebenso schöne wie begabte Frau, eine große Dame mit aller weltläufigen Liebenswürdigkeit einer solchen. Der älteste Sohn Richard stand damals noch am Anfang seiner sehr rasch ansteigenden diplomatischen Laufbahn, die er nach Verwendung mit Botschafterposten als Staatssekretär des Auswärtigen am Ende des ersten Weltkrieges beenden sollte. Ich bin ihm niemals näher gekommen, teils wegen unseres großen Altersunterschiedes, teils weil er meist an auswärtigen Missionen tätig und wenig zu Haus war. Zwischen ihm und Charly gab es noch zwei Geschwister, Hans und Gitta. Hans ist Kavallerieoffizier geworden und Gitta die Frau des Dichters, reichen Kunstmäzens und Gründer des Insel-Verlags **Walter Alfred von Heymel**, von dem sie sich später scheiden ließ, um ihren künstlerischen Neigungen zu leben. Sie war von bezauberndem Liebreiz auch noch als alternde Frau – aber als Mädchen, damals als ich sie kennen lernte, ein junges Menschenbild, von dessen Anblick man sich einfach nicht losreißen konnte. Als ich sie das erstemal beim Baden sah, stockte mir der Atem. Ich wusste nicht, was mich mehr begeisterte, die Anmut ihres fein geschnittenen Gesichtes oder das Ebenmaß ihrer schlanken Glieder.

Während ihre Mutter durch Schönheit und Geist in der internationalen Gesellschaft von Konstantinopel glänzte, hieß ihr Vater bei der dortigen deutschen Kolonie nur schlechthin „der Onkel“. Und tatsächlich hatte er die ein klein wenig herablassende Güte eines Onkels, dessen warmes Interesse an der Jugend und eine freundliche Hilfsbereitschaft, die diese Spezies auszeichnet. Ich kam bald in den Bereich seines onkelhaften Interesses, zumal er wohl den Einfluss meines ruhigeren und überlegteren Temperaments auf seinen, von Temperament überschäumenden

und oft recht ungebärdigen Charly schätzte. Vater Kühlmann machte gern Touren und kleine Reisen mit diesem seinem Jüngsten und da wurde ich denn des öfteren mitgenommen. Das erste Mal wohl bei seiner Fußwanderung auf den Schachen. Als wir damals in dem bescheidenen Wirtshaus in der Elmau frühstückten konnte ich noch nicht wissen, was mir nach vielen Jahren, als schon längst **Johannes Müller** sein berühmtes Schloss dort errichtet hatte, dieser Erdenfleck bedeuten sollte.

Bei dem wundervollen Rundblick, den man von der Höhe des Schachens aus über das ganze Wettersteingebirge hat, ging mir richtig das Herz auf. Meine Begeisterung kannte keine Grenzen und Vater Kühlmann hatte seine Freude daran. Er schenkte mir einen ganzen Pack Fotografien, wie er denn immer gern schenkte und regalierte. Er kannte jeden Gipfel und war wohl der Erste, der mich richtig in unsere herrliche Bergwelt einführte.

Eine andere schöne Tour führte uns, ich glaube es war im folgenden Jahr, zunächst auf den Peissenberg. Wir hatten am Nachmittag den Berg bestiegen und blieben oben über Nacht. Am Ende des langen Sommerabends saßen wir - ich weiß es noch, als sei es heute gewesen – auf einer Aussichtsbank. Die scheidende Sonne hatte das weite Panorama vor uns übergoldet und die lange Bergkette späterhin rosarot erglühen lassen. Nun war sie hinter den zackigen Spitzen des Allgäus niedergegangen und es begann zu dämmern. Und da war es, dass mir zum ersten Mal Verse von Goethe ganz lebendig wurden. Denn Vater Kühlmann begann aus dem Anfang von Fausts zweitem Teil mit gedämpfter Stimme zu rezitieren.

„Wenn sich lau die Lüfte füllen,
Um den grünumschränkten Plan,
Süße Düfte, Nebelhüllen
Senkt die Dämmerung heran;
Lispelt leise süßen Frieden,
Wiegt das Herz in Kindesruh

Und den Augen dieses Müden
Schließt des Tages Pforte zu.“

Bald schloss sie sich auch mir und ich schlief glücklich ein. Aber ich wusste noch nicht, dass sich mir an jenem Abend auf dem Hohen Peissenberg eine wunderbare Pforte aufgetan hatte: die zu Goethe. Ich habe ihn von jener Stunde an nicht mehr verlassen und dass ich schon so frühzeitig in seine Obhut kam, verdanke ich dem lieben Vater Kühlmann.

In den Tutzinger Sommern dieser Jahre, in denen ich langsam heranreifte, legte ich auch die Grundlagen meiner literarischen Bildung. Es gab nichts Schöneres für mich als die Vormittage am Tannenplätzchen lesend zu verbringen. Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer taten es mir an, Stifter hielt mich trotz seiner, für einen jugendlichen Leser oft allzu weitschweifigen Schilderungsweise, in Bann, Gustav Freytag fesselte mich immer, während der damals so viel gelesene Felix Dahn mich nicht anzog. Es war auch manches, was in dieser Zeit „modern“ war darunter, ebenso bei den fast allabendlichen Vorlesungen der Mutter im Familienkreis, durch die wir mit Neuerscheinungen bekannt wurden, die meinen Vater interessierten; Richard Voss, Ganghofer, Zahn, Heer usw. spielten da eine Rolle. Natürlich las ich auch Goethe, viel Goethe, auch wenn ich manches davon nur halb oder auch gar nicht verstand. Aber das, was mir einging, war so herrlich, dass es für mein ganzes Leben seine Weihe behielt und ich immer wieder dazu zurückkehrte. Ich habe damals natürlich auch Karl May gelesen, jeder Junge hat das ja wohl getan. Aber mich haben da weniger die Indianerbücher interessiert, als seine anderen, wie etwa „Durchs wilde Kurdistan“, in denen das Volkskundliche mich fesselte.

Außerhalb dieser besinnlichen Stunden vagabundierte ich gern mit Charly Kühlmann, seinem famosen Vetter Erich von Redwitz, der als Chirurg später Karriere machen sollte, und dem Sohn Erich des Bankdirektors Gutleben. Wir hatten bald da, bald dort übermütige lustige Badepartien veranstaltet und kleinere und größere Lausbübereien voll-

führt. Charly war dabei meist der Anstifter. Er war das ganze Jahr über in dem strengen adeligen Internat Julianäum in Würzburg, das ähnlich wie die Pagerie in München uniformiert war und er tobte sich in den Ferien jedes Mal richtig aus. Am ersten Tutzinger Tag flog seine Uniform in die Ecke und er war nicht zu bewegen, ein anderes Kleidungsstück anzuziehen als einen langhosiigen Kieler Matrosenanzug, den er auf bloßem Leib trug und der täglich gewechselt werden musste, weil er ihn stets über und über beschmutzte zum Kummer seiner Mama, die nach erlesenem Pariser Parfüm duftend, als das Bild der gepflegten Dame von Welt vergeblich das unbekümmerte Naturell ihres Jüngsten zu bändigen versuchte. Noch erfolgloser war darum ein altes Faktotum des Kühlmanschen Hauses, die dort Kinderfrau gewesen war, bemüht. Sie liebte ihren Charly abgöttisch, der ihr seinerseits auf der Nase herumtanzte und leistete seinen verschiedenen Streichen eher Vorschub als dass sie dieselben verhinderte. So weiß ich noch von einer Gelegenheit, wo sie Charly den Rat gab, nach München zu fahren, weil es dort etwas Gutes gäbe. Er überredete mich mitzukommen und wir gingen gleich in die Kühlmansche Stadtwohnung in einem der heute nicht mehr existierenden Rokoko-Palais der Theatinerstraße. Ich erinnere mich noch eines großen vielfenstrigen Salons, in dem das lebensgroße Portrait der Frau von Kühlmann im Abendkleid aus weißem Atlas hing, ein herrliches Bild von Albert von Keller, mit dem sie befreundet war. Die Wohnung war noch unaufgeräumt, denn tags zuvor hatte hier ein Diner stattgefunden, dessen „beaux restes“ der Anlass unseres Kommens waren. Das gute alte Faktotum setzte sie uns vor und ich sehe uns zwei Lausbuben noch da sitzen und eine große Straßburger Gänseleberpastete „en croute“ bearbeiten, von deren getrüffeltem Inhalt recht viel übrig geblieben war und dazu die Reste eines feurigen Burgunders zu uns nehmen. Ich kam in fröhlich angetrunkenem Zustand nach Tutzing zurück und nach einem Geständnis wurde mir gehörig der Kopf gewaschen .

Stadtfahrten waren im übrigen sehr selten während der Ferien. Dafür gab es dann größere oder kleinere Ausflüge ins Gebirge. Es war wohl 1895 als ich mit dem Rad nach Tölz fuhr um meinem neuen Freund

Walter Niczky zu besuchen. Er verbrachte mit seinem Bruder Rudolf dort die Sommerferien. Dieser Rolf war ein sehr lebendiger Junge und künstlerisch außerordentlich begabt. Es mussten ihm schon als Kind Polypen an den Stimmbändern heraus operiert werden, was zur Folge hatte, dass er nur im Flüsterton sprechen konnte. Dadurch war er militäruntauglich, brauchte das Einjährigenexamen nicht und trat in einer Zeit, in der wir noch lange die Schulbank zu drücken hatten, schon in die Zeichenschule des originellen zwergenhaften Serben Acbe ein, wo er rasche Fortschritte machte. Er ist späterhin künstlerisch ein richtiger Chiquier geworden, war jahrelang Titelblattautor der „Eleganten Welt“, Lehrer an der Reimannschule in Berlin und beliebter Gesellschafter. Bei ihm bestätigte sich mir eine Erfahrung, die ich des öfteren bei anscheinend hochbegabten, ihren Mitschülern voraneilenden Kunststudierenden gemacht habe: ihnen fehlt dann späterhin jedes Schwergewicht, sie kommen aus Mangel an retardierenden Momenten zu keiner Vertiefung, bleiben im Äußerlichen stecken, werden Geldverdiener und versanden in einer einmal gefundenen Schablone. Damals in Tölz wohnten die Brüder Niczky zu meinem Erstaunen ohne Eltern allein in einem alten Haus in der Nähe der Isarbrücke und spielten, wie immer höchst modisch gekleidet, in Krankenheil, wie damals noch das Bad Tölz hieß, die Rolle von jungen Herren.

In den Sommer 1896 fällt, soviel ich mich erinnere, ein mehrtägiger Aufenthalt in Dorf Kreuth, wohin mich die Eltern meines Schulfreundes **John Rosenthal** eingeladen hatten. Dieser hatte, seit ich ihn kennen lernte, zäh um meine Freundschaft geworben, auf die ich zunächst keinen großen Wert legte, denn er war nicht von gewinnendem Wesen und in seinem Äußeren alles andere als attraktiv. Als er mich dann aber in sein Haus gezogen und ich seinen gütigen klugen Vater, dessen weltweite künstlerische Erfahrung und amerikanisch-freie Gesinnung kennen gelernt hatte, war das Eis bei mir gebrochen. Der alte, damals allerdings noch gar nicht alte Toby Rosenthal wurde mir zum väterlichen Freund in des Wortes bester Bedeutung und John ist mir ein treuer Kamerad bis zu seinem Tod geblieben. Seine Mutter war einmal eine dunkle orientalische Schönheit gewesen und sah immer noch sehr

gut aus als ich sie kennen lernte, zumal sie ihr Äußeres zu pflegen und sich gut anzuziehen verstand. Seine gescheite Schwester Nelly ist mir eine gute Freundin geworden und der jüngere Bruder von Charly, ein überaus geweckter, ein wenig vorlauter Junge, hat sich, als er später ein sehr erfolgreicher Geschäftsmann geworden war, seinerseits auch als guter Freund bewährt. Die ganze Familie war von einer geistigen Lebendigkeit, wie man sie häufig in jüdischen Häusern trifft, aber hier hatte sie durch das Künstlertum des Vaters und dessen durch seine amerikanische Herkunft erweiterten Horizont noch eine besondere, anziehende Note. Auch was an Gästen ins Haus kam, war selten von gleichgültiger Art, denn Frau Rosenthal hatte einerseits einen scharfen, manchmal sich ein wenig sarkastisch äußernden kritischen Verstand und viele Interessen. Andererseits besaß sie gesellschaftliche Gewandtheit genug, um Leute der verschiedensten Gesellschaftsschichten bei sich zu versammeln, die etwas bedeuteten. Man führte eine ausgezeichnete Küche und wenn ich es mir, was sehr oft der Fall war, beim Abendessen schmecken ließ, brachte ich oft Vater Rosenthal mit meinen dummen Witzen so zum Lachen, dass er sich die Tränen aus den Augen wischen musste.

In Kreuth nun wurde ich von der Familie, die sich in einem so blitzsauberen Bauernhaus, wie man sie nur im bayrischen Hochland findet, eingemietet hatte, freudig empfangen und ich hatte besonders hübsche Tage dort. Besonders hübsch dadurch, dass ich mich das erste Mal in meinem Leben richtig verliebte. Und zwar in die etwa zwei Jahre ältere Tochter Else des prachtvollen Schauspielers Schneider, der einer der Hauptstützen des damaligen großartigen Hoftheater-Ensembles war und im Nachbarhof wohnte. Diese Else Schneider hatte ein ebenmäßig geschnittenes aber keineswegs langweiliges, im Gegenteil oft sehr ausdrucksvolles Gesicht, hatte schöne blonde Haare, war frisch und munter und ein wenig kurz angebunden. Vielleicht besonders gegen mich, der ich ihr meine Bewunderung durchaus nicht verhehlte. Es bedeutete für mich den Gipfel der Glückseligkeit, als ich bei einem Pfänderspiel einen kräftigen Kuss von ihr ergatterte. Sie aber schämte sich dessen sofort und verkroch sich, recht wie eine Wildkatze, in den

Heubergen einer großen Tenne, so dass wir sie lange Zeit nicht auffinden konnten. Sie ist später eine hervorragende Schauspielerin geworden, war Heroine in dem mit so großer Tradition ausgestatteten Weimarer Theater und man hat mir erzählt, dass es allen, die sie als Iphigenie gesehen haben, ein unvergesslicher Eindruck gewesen sei. Noch ehe sie dann in Berlin zu verdientem großen Ruhm aufgestiegen war, ist sie an einem Lungenleiden allzu früh gestorben. Sie hat mir ein freundliches Erinnern bewahrt und ich besitze noch eine schöne Fotografie von ihr, die sie mir von Weimar aus geschickt und auf die sie geschrieben hatte: „Zum Zeichen ewiger Freundschaft!“

John war ein besserer Schüler als ich und mir speziell in der Mathematik weit überlegen. Wenn ich mir in der Hausaufgabe in diesem Fach vergeblich den Kopf zerbrochen hatte, schwang ich mich oft auf die Trambahn, um geraden Wegs in die Theresienstraße zu Rosenthals zu fahren und dort die von John längst gelöste Aufgabe abzuschreiben. Und damit bin ich an den wunden Punkt meiner ganzen letzten Gymnasialjahre gelangt. In diesen hatten wir einen Mathematiklehrer, welcher der Schrecken meiner Tage und Nächste war, so sehr, dass mich seine Gestalt noch in den Träumen verfolgte, die ich viele Jahre später hatte, als das Gymnasium längst hinter mir lag.

Dieser Lehrer hieß **Rotlauf** und war ein schwarzbärtiger großer und schwerer Mann mit einer gewaltigen Stimme. Das er diese Stimme auch in den Dienst der holden Sangeskunst stellte, wollte mir nie recht in den Sinn, denn ich konnte ihn nur als das mir feindliche Prinzip betrachten, das mit der von mir geliebten Kunst nichts zu tun haben konnte.

Wenn ich bei seinem Unterricht nicht mitkam, hielt er mir immer wieder vor, dass ich einmal in meinem Jahreszeugnis im Deutschen eine I, also die beste Note, in der Mathematik aber eine IV, also die schlechteste, gehabt habe. Ersteres bewiese, dass ich „einen Kopf auf habe“, also nicht dumm, kein „Batschi“ sei, um in seiner Ausdrucksweise zu sprechen, letzteres könne daher nur dadurch möglich gewesen

sein, dass ich in seinem Fach „stinkfaul“ sei. Das es Menschen gibt, die bei sonstiger nicht schlechter Begabung für die Mathematik unbegabt sind, kam ihm nicht in den Sinn. Da ich nun das Glück hatte, seiner Auffassung nach „einen Kopf auf zu haben“ galt ihm jeder meiner Versager entweder als Zeichen meiner Trägheit oder meines schlechten Willens. Er behandelte mich entsprechend miserabel und seine schlechten Noten verpatzten mir alle Zeugnisse, ja stellten oft mein Aufrücken in Frage.

Im Übrigen war ich in den letzten vier Jahren des Gymnasiums keinen allzu großen Schwierigkeiten mit dem Lernstoff ausgesetzt. Ich war zwar kein guter Schüler, weil ich mich für allzu viel Wissenswertes außerhalb des Unterrichts interessierte, aber auch kein ganz schlechter, denn ich hatte Lieblingsfächer, in denen ich gut war, und das kompensierte meine mangelhaften Leistungen nicht nur in der Mathematik, sondern auch vielfach in den alten Sprachen. Ich schrieb gute Aufsätze, wusste in der Geschichte gut Bescheid, obwohl ich kein Gedächtnis für Jahreszahlen hatte und interessierte mich sehr für alles Naturwissenschaftliche. Obwohl ich in dem stumpfsinnigen Zeichenunterricht versagte, wusste man doch um meine Begabung. Die erste von meinen Zeichnungen, die ich gedruckt in Händen hielt, war der Titelkopf für das Maifest des Gymnasiums anno 1895. Ich war sehr stolz darauf, zumal man mir viel schöne Dinge über das kleine Opus sagte. Damals haben wir wohl auch, John am Klavier und ich als Deklamator Platens Gedicht über den Tod des Alarich melodramatisch aufgeführt.

Ich kam nun in die sechste Klasse und damit nach der alten bayrischen Ordnung von der Lateinschule ins Gymnasium. Das hob einen, zumal man jetzt von den Lehrern nicht mehr „Du“, sondern „Sie“ angedredet wurde. Was einen aber hauptsächlich mit einem ganz neuen Geist erfüllte, war die Persönlichkeit des Ordinarius, der nun die Klasse übernahm. Er hieß **Stumpf** und wurde allgemein, obwohl er gefürchtet wurde, als ein „feiner Kerl“ bezeichnet. Schon sein Äußeres war, im Gegensatz zu den meisten unserer Lehrer soigniert, aber auch seine Mentalität war geordnet und gepflegt. Er tat sich viel darauf zu gut, dass er

Hauptmann der Reserve war. Dementsprechend hatte er eine kurze, knappe Art und Disziplin war ihm eine Selbstverständlichkeit. Er erklärte gleich zu Beginn des Schuljahres, dass er sich mit der Bestrafung von irgendwelchen Verstößen gegen die Disziplin nicht aufhalten, sondern solche Fälle sofort dem Rektor zur Behandlung übergeben werde. Das wirkte Wunder und die unter dem gütigen Stettner wieder recht verbummelte Klasse bekam sofort Haltung und parierte aufs Wort. Jeder einzelne, und so auch ich, wurde aufgefrischt, es war, als bekäme man eine gesunde klare Luft zu atmen.

Die Methode, in der unser neuer Ordinarius den Unterricht erteilte, war originell und anregend. Ganz zu Anfang machte er bei uns eine Intelligenzprobe. Er ließ Blätter verteilen und stellte uns ein recht schwierig zu behandelndes Thema, über das wir einen kurzen Aufsatz schreiben sollten, der in einer halben Stunde fertig sein musste, denn nach der Ablauf derselben würden die Blätter wieder eingesammelt. Als Thema gab er uns das bekannte Gedicht von Goethe: „Gedichte sind bemalte Fensterscheiben usw.“. Wir haben nie eine Zensur für die eingelieferten Aufsätze erhalten, dafür hatte er aber eine Qualifikation unserer geistigen Fähigkeiten gewonnen, nach der er sich im Laufe des Schuljahres richtete. Er scheute keine Mühe bei der Erteilung des Unterrichts. So ließ er immer wieder von ihm verfasste hektographierte Blätter verteilen, die den gerade behandelten, in den Lehrbüchern allzu ausführlich und unübersichtlich dargebotenen Wissensstoff in knapper und zentrierter Form wiedergaben, so dass er sich leichter und gründlicher dem Gedächtnis einprägen konnte. Er war sehr vielseitig gebildet, kein romantischer Träumer sondern klar und sachlich denkend, wirklich „ein feiner Kerl“.

Dem aktuellen Zeitgeschehen, dem im Lehrplan der Gymnasien kein Platz gegönnt ist, war er sehr aufgeschlossen und gab, namentlich während des Geschichtsunterrichts, immer wieder Ausblicke auf das, was sich gerade in der Welt ereignete. Dabei war er alles andere als ein Schönfärber. Er sah in Folge der damals schon vorhandenen internationalen Spannungen bereits Dinge voraus, die sich erst 1914 in so

katastrophaler Weise erfüllen sollten. Der von ihm als bevorstehend angesehene Krieg hatte für ihn keinen Schrecken und ich nehme an, dass er mit Begeisterung als Kompanie- oder Batallionsführer ausgerückt wäre. Ich glaube, dass er kein Chauvinist war, aber das Militärische lag ihm im Blut. Im Ganzen hat mir dieses Schuljahr unter dem prächtigen Stumpf außerordentlich gut getan.

In der Familie hatte sich manches zum Guten gewendet. Meine Schwester Marie lebte in glücklicher Ehe mit dem Privatdozenten Heinrich Triepel, der zugleich Hilfsrichter am Amtsgericht Leipzig war und bald zum außerordentlichen Professor aufrückte. Ihnen wurde das erste richtige Enkelkind meines Vaters, die reizende Hertha geboren, denn die von der Roppschen und Seidelschen Kinder waren ja eigentlich nur Enkelkinder meiner Mutter. Der Gesundheitszustand meines Bruders Paul hatte sich wesentlich gebessert und er wirkte nun als Assistent an der Hessischen Landesirrenanstalt bei Marburg a. d. Lahn. Mein Bruder Hans war nun schon mitten in der militärischen Karriere und als Fähnrich und bald als „Secondeleutnant“ beim ersten badischen Feldartillerie-Regiment No. 14 in Karlsruhe in Garnison. Meine Schwester Elly hatte sich im 4. Stock des Hauses in der Triftstraße, in welchem wir den 1. Stock bewohnten, ein Atelier eingerichtet, wo sie mit viel Talent Akt- und Kopfstudien zeichnete und malte, wobei ihr der vortreffliche Schmidt-Reutte und eine in Paris ausgebildete Polin, die feinfühligste Malerin Olga Bosnauska Korrektur gaben. Es ist bezeichnend für die in dieser Beziehung altmodischen Ansichten meiner Mutter, dass sie es nicht wünschte, dass ihre Tochter, eine der sehr guten öffentlichen Malschulen, die es damals in München gab, besuchte. Die Berührung mit der Künstler-Bohème, der sie dort ausgesetzt gewesen wäre, erschien ihr für ein junges Mädchen aus gutem Hause als zu gefährlich. Und außerdem wurde in solchen Schulen auch männliches Aktmodell gestellt. Quel horreur!

Besonders lustig waren in dieser Zeit immer die Weihnachtsferien, in denen auch die Brüder in München waren. Sie befanden sich in übermütiger Ferienlaune, zechten fröhlich manche Nacht hindurch, wobei

das Schlemmlokal von Grodemange in der Residenzstraße, das es jetzt längst nicht mehr gibt, bevorzugt wurde. Mein Vater machte gute Miene zu diesem etwas kostspieligen Spiel und freute sich an der Munterkeit seiner Söhne. Ich war stolz darauf, mit meinen großen Brüdern auszugehen. Besonders als mein Bruder Hans Degenfähnrich geworden war, seinen Säbel schleppen ließ und nun die zahlreichen Schildwachen der Residenzstadt vor ihm das Gewehr präsentierten.

Am 1. März des Jahres 1897 war der 60. Geburtstag meines Vaters. Unsere Wohnung quoll über von Blumen und es regnete unzählige Briefe und Telegramme. Alle Zeitungen und Zeitschriften brachten Glückwunschartikel, zum Teil mit seinem Bild. Es war noch einmal eine große Huldigung für den berühmten Mann, die ihm sehr wohl tat, weil er es fühlte, dass sein Ruhm bereits zu verblassen begann. Nicht ganz zu Recht, denn seine Schaffenskraft war trotz seinem andauernd schwer leidenden Zustand noch ungebrochen. Vor Weihnachten dieses Winters hatte er noch eines seiner besten Bücher „Barbara Blomberg“ herausgebracht, ein Werk, das gegenüber seinen früheren eine stärkere psychologische Vertiefung zeigte und außerdem die ganze Farbigkeit seiner Schilderkunst, die er schon so oft bewährt hatte. Die größte Freude von den vielen Ehrungen, die meinem Vater an diesem Tag zu teil wurden, machte ihm die Überreichung einer Festschrift seiner ehemaligen Schüler. Es waren in ihr wissenschaftlich wertvolle Beiträge nicht nur aller bedeutender Ägyptologen Deutschlands, an deren Spitze Adolf Ermann, enthalten, sondern auch solche von hervorragenden anderen Altertumsforschern, wie Eduard Meyer und Ulrich Wilcken. Diese schöne Gabe war ihm eine beglückende Bestätigung des Erfolgs seiner Lehrtätigkeit, die ihm immer ganz besonders am Herzen gelegen war und von der er es nie verschmerzt hatte, dass er sie schon seit Jahren aufgeben musste.

Kurz nach der Geburtstagsfeier fand bei uns ein Mittagessen statt, an das ich mich noch gut erinnere, weil die drei „Malerfürsten“ Lenbach, Fritz August Kaulbach und Stuck mit ihren Frauen daran teilnahmen. Außerdem noch die alten Freunde meines Vaters, der Chemiker Adolf

von Baeyer und Paul Heyse, sowie der Philosoph Lipps. Es wurden verschiedene Reden auf meinen Vater gehalten, diejenige von Lenbach war weitaus die amüsanteste. Er hechelte, ich weiß nicht mehr in welchem Zusammenhang, verschiedene Mitglieder des Wittelsbacher Hauses durch und zwar in einer so belustigenden Weise, dass eine Lachsalve der anderen folgte. Ich konnte das alles im Nebenzimmer des Esszimmers mit anhören, wo ich das Einschenken der Diner-Weine, die eigens auf Tablett gereicht wurden, übernommen hatte, wobei ich mich still aber gründlich betrank.

Es wird wohl in diesem Jahr gewesen sein, dass ich zum erstenmal im Jagdhaus Hubertus zu Gast gewesen bin. Es war der Zentralpunkt des großen Jagdgebietes, das die „Gaistaler Jagdgesellschaft“ gepachtet hatte und lag oberhalb einer alten steinernen Sennhütte, der Tilfusalm, in eben jenem Gaistal, das parallel zum Inntal im Süden durch das Massiv der hohen und der niederen Munde von ihm getrennt, Leutasch und Ehrwald miteinander verbindet.

Die erwähnte Gaistaler Jagdgesellschaft bestand aus vier reichen Herren und Ludwig Ganghofer. Dieser selbst, Mitpächter des Reviers, verwaltete den ganzen Betrieb mit seinen Jägern und Jagdgehilfen. Holzern und was sonst noch zu einer großen Hochjagd gehört. Er war als Sohn eines Forstmeisters, der später im Ministerium das ganze bayrische Forstwesen leitete, von Kindheit an mit dem Waidwerk eng verwachsen. Unter Ludwig II., der selbst kein Jäger war, standen dem Vater Ganghofer die riesigen Hofjagdgebiete zur Verfügung und der Sohn hatte schon als halber Knabe dort manchen Hirsch und manche Gemse geschossen. So konnte die Jagdgesellschaft keinen besseren Verwalter als eben Ludwig Ganghofer finden. Seine Frau, die als geborene Wienerin eine ebenso liebenswürdige, wie geschickte Hausfrau war, führte den Haushalt nicht nur für die eigene Familie, sondern auch für die Jagdherren in dem geräumigen, aus Holz gebauten Jagdhaus, zu dem noch zwei Kavalierhäuser für die Gäste, mehrere Hütten für die Jäger und Stallungen gehörten. Dieser kleine Gebäudekomplex war vom Fürsten von Altenburg errichtet worden, der vorher das Revier in Pacht ge-

habt hatte. So fehlte, trotz großer Einfachheit, nichts an Bequemlichkeit für die Herrenjäger und Gäste.

Frau Ganghofer mochte mich gern und hat mir in ihrer temperamentvollen Art schon als Jungen Schmeicheleien gesagt, die mir zwar glatt „heruntergingen“, mich aber doch etwas beschämten. Ganghofer selbst stand mir auch freundlich gegenüber und sollte mir späterhin ein richtiger väterlicher Freund werden. So war es denn nicht verwunderlich, dass beide mich zu einem Besuch auf dem Jagdhaus Hubertus einluden, aus dem dann eine ganze Reihe solcher unvergesslicher Besuche wurden. Wie viel habe ich ihnen zu danken! Es war ja nicht nur die herrliche Natur, die man dort oben genoss, der interessante Einblick in das Hochwild-Jägerleben und die wundervolle Gebirgsluft, sondern der überaus anregende und abwechslungsreiche Betrieb im Jagdhaus selbst.

Da war erst einmal der Hausherr. Wer nur Ludwig Ganghofers Romane kennt, der macht sich nicht den richtigen Begriff von seiner kraftvollen und doch feinsinnigen Persönlichkeit. Ich selbst habe mir, in bester Literatur nicht schlecht bewandert, niemals etwas aus seinen Romanen mit ihren zurechtgemachten Schilderungen bäuerlichen Lebens gemacht. Obwohl ich ihm doch menschlich recht nahe gekommen bin. Das aber lohnte sich und hat mich fürs ganze Leben bereichert. Denn er war eine Vollnatur und packte seine vielen Liebhabereien mit ebensolcher Gründlichkeit an, wie seine ununterbrochene schriftstellerische Tätigkeit. Ermöglicht wurde ihm diese vielseitige Arbeit dadurch, dass er – wie er mir einmal selbst sagte – nicht mehr als fünf Stunden Schlaf am Tag brauchte. Das genügte ihm für ein äußerst waches Leben. Seine Hauptliebhaberei war die Jagd, ja die Beschäftigung mit ihr füllte ihn fast ebenso aus wie sein Beruf. Kerngesund, ein großer breitschulteriger Mann mit blondem Lockenkopf und spitz zugeschnittenem Vollbart, hätte er den Typ des deutschen Tatmenschen dargestellt, wenn er nicht seine blauen Augen oft wie abwesend in die Ferne hätte schweifen lassen und ein träumerischer Zug in seinem Gesicht zum Ausdruck gekommen wäre. Er zeichnete gern und die Gastbücher von Hubertus, die zugleich eine Chronik der dortigen Tagesereignisse bildeten, sind

auf vielen Seiten mit Umrahmungen des Textes von seiner Hand ausgestattet. Aber auch die Fotografie betrieb er mit großem Eifer und Gründlichkeit. Kam ein neuer verbesserter Fotoapparat auf den Markt, so musste er ihn sogleich haben. Er entwickelte und kopierte seine Aufnahmen selbst und hatte auch in Hubertus eine wohlausgerüstete Dunkelkammer. Er liebte Musik, hatte früher Flöte geblasen und übte sich gern im Zitherspiel. Eine Passion war auch das Kegeln und deshalb hatte er einen Hang neben dem Jagdhaus planieren und dort eine ausgezeichnete gedeckte Kegelbahn bauen lassen. Da er alles, was er trieb auch durchdachte, so war er mir ein guter Lehrmeister im Kegeln und ich habe von ihm die Anfangsgründe dieser Kunst gelernt.

Frau Ganghofer war eine ideale Gastgeberin. Es war ja nicht leicht für sie dort oben auf 1500 m Höhe in der Einsamkeit eines entlegenen Gebirgstals, wo man nichts, aber auch gar nichts außer Milch und Butter kaufen konnte, zu wirtschaften. Alles, was man für die Woche brauchte, musste von Zirl bei Innsbruck geholt, den steilen Berg nach Scharnitz hinauf geschafft und von dort über den Leutascher Xanderwirt das lange Gaistal entlang nach Hubertus gebracht werden. Die Bahn von Innsbruck nach Mittenwald ist erst viel später gebaut worden. Für diese wöchentlichen Transporte stand ein Wagen mit zwei kräftigen Muli zur Verfügung. Alles was zu besorgen war, von Brot und Fleisch bis zu den Zündhölzern, musste vorher genau überlegt sein, sonst hätte es in der Verpflegung schlimme Störungen gegeben. Das kam aber nicht vor, wie denn der ganze Haushalt so glatt und reibungslos verlief, als könne man, wie in der Stadt, alles Notwendige an der nächsten Straßenecke kaufen.

Das Essen war ausgezeichnet, beste Wiener Küche, die öfters von einem saftigen Hirschbraten oder einem zarten Rehbraten belebt wurde und von der lebfrischen Forelle, die der Gaisbach in jeder beliebigen Menge lieferte.

Ganghofer hatte drei Kinder, die jüngsten waren ein Zwillingsspaar, Sophie und Gustl, die noch Kinder waren und mit denen ich mich

wenig beschäftigte. Umso mehr aber mit der ältesten Tochter Lolo, die der ausgesprochene Liebling des Vaters war. Sie hatte ein hübsches Lockenköpfchen, eine schlanke, schmiegsame Gestalt und glich etwas den jungfräulichen Idealfiguren, wie sie der Vater in seinen Bildern zu schildern liebte. Aber sie war intelligent, für ihre Jahre belesen und gebildet und wusste, was sie wollte. Ich war niemals in sie verliebt, aber ich mochte sie gern und sie war mir ein guter Kamerad, bis sie, noch blutjung, den wesentlich älteren Kaufmann Wedekind aus Genua heiratete. Sie hatte oft Besuch von ihren Freundinnen, so dass nicht selten ein fröhlicher Jugendbetrieb in Hubertus herrschte. Aber auch sonst kamen fast täglich Gäste und blieben oft längere Zeit. Die Jagdherren, von denen jeder sein eigenes Zimmer hatte, brachten nicht nur gern Angehörige und Freunde mit, sondern stellten auch, wenn sie nicht da waren, ihre Stuben großzügig anderen Gästen zur Verfügung. Vollständig war die Jagdgesellschaft eigentlich nie, nur im Spätherbst während der Hirsch- und Gamsbrunft. Da allerdings waren nur Jäger als Gäste zugelassen und da ich keiner bin, habe ich diese Zeit des jagdlichen Hochbetriebs nie mitgemacht. Die Jagdherren selbst waren schon als gegensätzlich ausgeprägte Typen nicht uninteressant. Da war der grauhaarige Generalkonsul Reiss aus Mannheim, ein sehr kultivierter Mann, der sich in Indien ein sehr großes Vermögen erworben hatte und sich durch großzügige Stiftungen und Vermächtnisse um seine Vaterstadt bleibende Verdienste erwarb. Ein ganz anderer Typ war der Generalkonsul Wedekind, der ältere Bruder von Ganghofers Schwiegersohn. Man nannte ihn in Italien den Petroleumkönig, denn er vereinigte alle italienische Erdölinteressen in seiner Hand. Da war wiederum der ostelbische Großgrundbesitzer von Einem und endlich der Papierindustrielle Zanders, ein Rheinländer beweglichen Geistes, der mit einer geborenen von Siemens verheiratet war. Diese Jagdteilhaber brachten Gäste aus ihren Kreisen mit und das hätte schon ein buntes Bild der dortigen Gastlichkeit ergeben.

Die interessantesten und anregendsten Gäste aber, die zum Jagdhaus hinaus kamen, waren immer noch diejenigen, die Ganghofer aufsuchten. So erschien einmal für einige Tage der höchstlebendige

Direktor des Wiener Burgtheaters Burkhart, Franz Stuck mit seiner schönen Frau, unsere Freunde Hanfstaengl und die hochoriginelle Persönlichkeit des Komikers Engels, eines Lieblings der Berliner. Er hatte damals die Rolle des Nickelmann in Hauptmanns „Versunkener Glocke“ kreiert und als ich einmal das Zimmer mit ihm teilte, weckte er mich an jedem Morgen mit „Brekekekex-Quorax!“. Gelegentlich einer lustigen Maskerade bin ich mit ihm zusammen aufgetreten, er als kropfete Sennerin, wozu ich ihm mit Aquarellfarben das Haar auf seine Glatze malen musste und ich als deren Tochter. Einmal tauchte auch Hugo von Hofmannsthal auf. Er hatte aber wegen eines Manuskripts soviel mit Ganghofer, auf dessen Urteil er Wert legte, zu besprechen, dass ich nicht viel mehr als den Eindruck des gepflegten sehr wienerischen Kavaliers von ihm behalten habe. Um das Bild all der Gestalten, die mir dort oben begegneten, abzurunden, seien noch die prachtvollen Jäger erwähnt, die im Dienst der Jagdgesellschaft standen, der rotblonde Schuster und der schwarze Ragg, beide kräftige vollbärtige Erscheinungen von ausgeprägter Eigenart.

Alle diese Eindrücke verteilten sich auf mehrere Jahre, in denen ich das Glück hatte, in Hubertus zu Gast zu sein und ich kann ihre Reihenfolge nicht mehr rekonstruieren. Was sich aber stets gleich blieb, war das Arbeitsleben von Ganghofer, in dem er sich weder durch die Jagd, noch durch die vielen Gästen beirren ließ. Man saß gewöhnlich nach dem Abendessen in dem großen zirbenholz-vertäfelten Wohnzimmer bei einem Glas Bier oder einem Schoppen Tiroler Rotwein bei lebhafter Unterhaltung zusammen. Punkt 10 Uhr aber erhob sich Ganghofer, oft ohne sich zu verabschieden und ging an die Arbeit. Auf seinem Schreibtisch warteten auf ihn mehrere Füllfederhalter, die er im Laufe der Nacht leer schrieb. Oft dämmerte schon der Morgen, wenn er zu Schreiben aufhörte und dann ging er auf die Frühpirsch, um sich erst danach ins Bett zu legen und seine fünf Stunden zu schlafen. Wenn wir bei köstlichen, selbstgebackenen Kipferln am Frühstückstisch saßen, war oft schon das erste Stück Wild gefallen und es herrschte tiefe Stille im Haus, damit der Hausherr ausschlafen konnte. Wenn ihm danach zu Sinn war, so begleitete er uns manchmal auch auf Spaziergängen und

Ausflügen. Es gab meist irgendwelches zahme Wild im Gehege um das Jagdhaus und ich weiß noch gut, wie einmal eine Hirschkuh uns bis an den Sebensee folgte, die hohen Wildgatter, die wir vor ihr schlossen, ohne Anlauf überspringend. Ein anderes Mal lief uns ein Reh wie ein Hündchen nach und wir freuten uns daran, wie es feinschmeckerisch Kräuter und Kräutchen am Rande unseres Steiges abpflückte.

Meine Besuche in Hubertus wiederholten sich bis zum Ende meiner Studienzeit, ja darüber hinaus und noch als verheirateter Mann hatte ich besonders schöne 14 Tage mit meiner ersten Frau dort oben, wobei ich Ganghofer portraitierte. Nicht damals, aber sonst immer machte ich den Weg zu Rad. Von Mittenwald aus trug ich, mehr als dass ich es schob, mein Fahrrad über die Leutaschklamm hinauf, von wo das Sträßchen ins Gaistal abbiegt. Alles in allem gehören die vielen Tage, die ich auf dem Jagdhaus bei der Tilfus-Alm verbringen durfte, zu meinen schönsten Jugenderinnerungen.

Im Herbst des Jahres 1897 fand die Hochzeit meines Bruders Paul statt. Er hatte sich mit Maria Eidenbenz verlobt, die aus einer alten württembergischen Pfarrersfamilie stammte und die er im Hause von der Ropp in Marburg kennen gelernt hatte. Ihr Vater war Dekan in Öhringen und die Hochzeit fand infolge dessen in dieser schönen altertümlichen Hohenlohischen Residenz statt. Das große Dekanat, wie alle württembergischen Pfarrhäuser geräumig, weil es Platz für viele Gäste bieten musste, lag am Hauptplatz, der von der gotischen Pfarrkirche und dem prächtigen alten Schloss mit seinem Spätrenaissance-Giebeln beherrscht wird. Meine Schwägerin war das jüngste Kind des alten Dekans, jung und schön und schon als Braut durch eine gewisse gehaltene Würde ausgezeichnet. Die Hochzeit war eine der stimmungsvollsten, die ich jemals mitgemacht habe.

Vor der Hochzeit hatte ich das schöne Hohenloher Ländchen mit seinen Schlössern und Burgen auf einer langen Wagenfahrt mit den Eltern kennen gelernt, - nach dem Fest aber nahmen sie mich nach Stuttgart mit, wo für meinen Vater im Hotel Marquardt ein Appartement von der

Deutschen Verlagsanstalt reserviert war, in dessen saalartigem Salon die Jahresversammlung ihres Aufsichtsrates abgehalten werden sollte. Zu dessen Mitgliedern gehörte mein Vater als erfolgreichster Autor des Verlages.

Wieder kam ein neuer Schulbeginn und mit ihm ein anderer Ordinarius. Er war das strikte Gegenteil von dem vorhergehenden. Während Stumpf ein agiler Mann von mittlerer Größe und guter Kleidung, sowie von tadellosen Manieren war, präsentierte sich unser neuer Klassenlehrer als ein ungeschlachteter Riese von ungepflegtem Äußeren und polternder Art. Er hieß **Fürtner** und wurde allgemein „Polyphem“ genannt. In der Tat hatte er etwas von diesem mythischen kolossalen Naturburschen gehabt, wenn ihm nicht etwas peinlich kleinbürgerliches und spießig reduziertes angehaftet hätte. Auf mageren langen Beinen saß ihm ein schmerzbäuchiger feister Körper und auf diesem, vermittelt durch ein fleischiges Doppelkinn, ein rot angelaufener dicker Kopf mit wässrigen Quellaugen und einem struppigen rötlichblonden Vollbart.

Während des Unterrichtes saß er selten auf seinem Katheder, sondern schob meistens seinen schweren Körper durch die Gänge zwischen den Stuhlreihen oder ließ seinen dicken Bauch auf einem der vordersten Pulte ruhen. Er hatte eine leidenschaftliche Vorliebe für die griechische Grammatik und hatte Wandtafeln anfertigen lassen, mit denen gewisse grammatikalische Formen, wie etwa der „Irrealis“ graphisch dargestellt waren. Machte man Fehler in dieser Beziehung, so fuhr er trotz seiner Leibesfülle blitzschnell auf die betreffende Tafel los und deutete mit seinem fleischigen Zeigefinger, an dem ein schwerer goldener Wapenring saß, auf die, wie er meinte, klare Verdeutlichung des Falles.

Im Gegensatz zu dieser Liebe zum Grammatikalischen standen gewisse Idealismen, die er seiner Schulfuchserseele abgerungen hatte. Dazu gehörte seine Verehrung für Klopstock, dessen Messias in vielen, überaus langweiligen Stunden durchgenommen wurde. „So scheen und so erhaben!“, rief er immer wieder aus, wenn wir uns durch die komplizierten Satzstellungen des Klopstockschen Jenseits hindurch würgten.

Manchmal kam der Pedell, der Gieshübl hieß und ein ebenso struppiges Mannsbild war wie er, ins Klassenzimmer und händigte ihm flüsternd einiges Geld aus. Die Mitschüler, die in der vordersten Bank saßen, behaupteten, es sei dies jedesmal der Gewinn, den er an seinem Stammtisch beim Tarock gemacht habe. Ich will mich nicht für die Richtigkeit dieser Angaben verbürgen, sie würde aber ganz gut zu der Persönlichkeit von Fürtner passen, auf die jeder ehemalige Maxpennäler lachend zu sprechen kommt, wenn man sich mit ihm vergangener Zeiten erinnert. Zu diesen gehört auch meine alte Freundin Katia Mann, die Frau von Thomas Mann, die zwar nicht unser Gymnasium besuchte – Mädchen konnten das damals noch nicht – aber von ihm Privatunterricht erhielt.

In dieser Zeit entschloss ich mich auch, am englischen Unterricht teilzunehmen, der damals ein fakultatives Fach war. Der Lehrer, der ihn erteilte, hieß Scheuerwald. Er war langweilig und temperamentlos und seine Lehrmethode richtig ledern. Hier bestätigte sich die Erfahrung, die ich oft gemacht habe, nämlich, dass die Art in der man zuerst mit einer Materie bekannt wird, entscheidend für die Stellung ist, die man weiterhin zu ihr einnimmt. Das trifft hauptsächlich für Empfindungstypen zu, denen ich mich ja wohl zurechnen muss. Durch diesen meinen ersten trockenen englischen Lehrer habe ich immer eine gewisse Abneigung gegen die englische Sprache behalten und habe es in ihr niemals weit gebracht.

Im Gegensatz zu dem englischen stand unser französischer Unterricht, der obligatorisch war. Er wurde von dem eleganten, präzisen und elastischen Professor Wolpert gegeben, der uns wohl recht gut hätte fördern können, wenn die Stundenzahl, die ihm zur Verfügung stand, größer gewesen wäre und sein Lehrfach nicht so sehr hinter dem der alten Sprachen hätte zurückstehen müssen. Dass ich es später zu leidlichen Kenntnissen im Französischen gebracht habe, verdanke ich im Wesentlichen der Grundlage, die ich darin schon als Kind gelegt hatte und weiterer eigener Fortbildung.

Es war wohl auch im Winter 1897/98, dass die erste große Liebe zu einem Mädchen in mir aufkeimte. An der westlichen Ecke von Ludwig- und Von-der-Tann-Straße befand sich die Buchhandlung von Buchholz. Das übrige Haus nahm das Mädcheninstitut Neumayer ein, das auch von externen Schülerinnen besucht wurde und als das beste von München galt. Wenn man sich nach dem Mittags-Schulschluss beeilte, so kam man noch gerade recht, um die Mädchenschar aus dem großen Portal des Hauses herausströmen zu sehen. Man stellte sich dann scheinheilig vor die Schaufenster der Buchhandlung, schielte aber zu den netten jungen Dingen hinüber, die plaudernd und lachend ihre Schule verließen. Eine Annäherung an sie war nicht möglich, denn die Schwester der Institutsinhaberin, eine bebrillte alte Jungfer in einen kupferfarbenen Radmantel gehüllt, überwachte streng den Ausgang und blieb vor ihm postiert, bis die letzte Schülerin ihn verlassen hatte. Manche von meinen Schulkameraden hatten schon ihre „Flamme“ unter den Mädchen und versuchten ihnen nachzusteigen. Das war eine formlose Art der Huldigung, denn es hat wohl selten einer gewagt, seine Erwählte auf dem Heimweg anzureden.

Mir war nun unter diesen Jüngerlein ein besonders nettes, stets gleich gekleidetes Schwesternpaar aufgefallen. Sie gingen immer nur bis an das Eck der Theresienstraße und stiegen dort in die nach der Richtung des Bahnhofs fahrende Trambahn. Ich war einmal in den gleichen Wagen gestiegen und als ich nun die Beiden von der Nähe betrachtete, fand ich zwar eine wie die andere reizend, aber beim Anblick der Jüngerin wurde es mir ganz seltsam zu Mut. Ein Gefühl von Glück und Bangigkeit überkam mich und später musste ich mir sagen, dass es „Liebe auf den ersten Blick“ war, die damals plötzlich in mir erwacht war. Es war nicht allzu schwer den Namen der Schwester heraus zu bekommen. Sie waren die Töchter des Kgl. Bayrischen Commerzienrats und bürgerlichen Bäckermeisters – so stand es im Adressbuch – Anton Seidl, dessen Geschäftsfilialen in allen Münchner Stadtteilen seine vortrefflichen Brote und vor allem die ausgezeichneten Kaisersemmeln führten. Er war der Bruder der berühmten Architekten Gabriel und Emanuel Seidl, die von ihm behaupteten, er sei der künstlerisch begab-

teste von ihnen gewesen, habe aber als der Älteste die väterliche Großbäckerei übernehmen müssen. Ich habe ihn leider niemals kennen gelernt, denn er starb, bevor ich Mali – so hieß seine jüngere Tochter – näher getreten war.

Die eigentliche Bekanntschaft mir ihr machte ich auf dem Eisplatz des Kleinhesselohes Sees, wohin sie mit ihrer Schwester Lini regelmäßig jeden Sonntag Vormittag kam, wenn der See gefroren war und es das Wetter erlaubte. Meist waren die Schwestern von ihrer Mutter begleitet, die sich, während die Mädchen Schlittschuh liefen, am Ufer vor dem Seerestaurant kalte Füße holte. Bald aber wurden sie der Chapronage der Frau von Schwind übergeben, die selbst eine gute Schlittschuhläuferin war und mit ihrer ebenso hochgewachsenen wie schönen Tochter Grethe, die aussah wie die schöne Melousine aus Großvaters Moritz von Schwind Bildnis, regelmäßig auf den Eisplatz kam. Durch sie lernte ich Mali offiziell kennen und befreundete mich langsam mit dem sehr zurückhaltenden Mädchen.

Sie war eine der in München nicht so seltenen nussbraunen Typen, mit stillen braunen Augen, schönem weichen braunen Haar und einer etwas dunklen makellosen Haut. Ihr Gesicht war von schöner ovaler Form, ihr Mund von feiner Zeichnung, die Lippen verhältnismäßig schmal. Ihr Wuchs war bei tadellosen Proportionen etwa mittelgroß. Sie war eine Erscheinung, wie man sie – in eben einer glücklichen Mischung von germanischen und romanischem Blut – sowohl am nördlichen als auch am südlichen Alpenrand findet. Sie hätte auch aus dem Tessin oder dem Veltin stammen können. In ihrer Sprechart verleugnete sie ihre Münchner Herkunft nicht, verfiel aber nie in bäuerlichen oder kleinbürgerlichen Dialekt, sondern verfügte über dessen Schattierung, in der er in bayrischen Offiziers- und Beamtenkreisen gesprochen wird. Sie gefiel mir in ihrer natürlichen unverkünstelten Art unsagbar gut und es war eine Wonne, Hand in Hand mit ihr und durch verschränkte Arme mit ihr verbunden über das Eis zu gleiten. Sie konnte nett schwätzen, was aber kaum über das Alltägliche hinausging. Immer wieder kam sie auf den allzu frühen Tod ihres Vaters zu sprechen, den sie als eine feine

Künstlernatur schilderte und dem sie sehr nachtrauerte. Bismarck, der ihn bei seinem Besuch in der Künstlergesellschaft „Allotria“ kennen gelernt hatte, gefiel der originelle Bäckermeister so gut, dass er ihn nach Friedrichsruh einlud. Er hinwiederum bewahrte einen von Bismarcks bekannten Schlapphüten als kostbare Reliquie.

Natürlich merkte Mali, dass ich für sie entflammt war, aber sie war so wohlherzogen und wohl auch so wenig mit starkem Temperament begabt, dass sie mich nie merken ließ, ob auch sie etwas für mich übrig hatte. Außer beim Schlittschuhlauf sah ich sie anfänglich nur wenig. Wenn ich ihr beim Hin- oder Rückweg zum Gymnasium begegnete, war ich „von ihrem Gruß beglückt“, ich lebte in „zarter Sehnsucht und süßem Hoffen“, kurz es war alles so, wie es eben nach Schiller in der „ersten Liebe goldenen Zeit“ zu sein hat.

Der Winteraufenthalt in München begann diesmal schon in den letzten Oktobertagen. Wenn ich das Tagebuch meines Vaters durchblättere, so scheint es mir, dass dieser letzte Winter, den der gute Vater noch erleben sollte, ein besonders geselliger und anregender gewesen sein muss. Allein bei uns gab es drei große Dinners und außerdem Einladungen für die Eltern mindestens einmal in der Woche. Immer wieder Theaterbesuche, bei denen ich fast immer mitgehen durfte und Konzertbesuche, wobei mein Vater seine speziellen Liebhabereien hatte. Er liebte besonders Vokalmusik und von dem damals hochberühmten Balladensänger Eugen Gura versäumte er kein Konzert. Auch mich begeisterte dieser feinsinnige Künstler, nicht so sehr wegen seiner Stimme, die damals schon etwas nachließ, sondern wegen der unübertrefflichen Art seiner Deklamation. Die Loewe-Balladen, die heute so gut wie vergessen sind, hat wohl niemand so vorzutragen verstanden wie er.

Waren solche Abende nicht auf den Genuss reiner Musik eingestellt, so erschloss sich mir ihr wunderbares Reich gerade in diesen Jahren des langsamen Reifens bei anderen Konzerten. Besonders die Abonnementskonzerte der musikalischen Akademie im Odeon brachten mich der großen Orchestermusik Deutschlands und nicht nur Deutschlands

nahe. Die Eltern waren alljährlich Abonnenten dieser Konzerte. Das war wohl jeder, der in München etwas auf sich hielt, und während sie ihre festen Sitzplätze einnahmen, hatte ich mich mit einem Stehplatz zu begnügen. Fast immer stand ich dann an die vorderste linke Säule gelehnt, da wo die Tür aus dem Künstlerzimmer in den Saal führte. So musste denn alles, was sich auf dem breiten Podium produzierte, die Orchestermitglieder mit dem Dirigenten, sowohl als die Solisten und Solistinnen an mir vorüber und auch die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, die durch diese Tür den Saal betraten und von denen immer mehrere diese Konzerte besuchten. Das war natürlich sehr interessant für mich und entschädigte mich dafür, dass man weiter rückwärts den Orchesterklang weit besser hätte genießen können. Aber auch dort vorne an der grauen Marmorsäule war er oft von überirdischer Schönheit. Wie viel große Dirigenten habe ich von meinem Lieblingsplatz aus das herrliche Hoforchester zu den prachtvollsten Leistungen führen sehen. Vom alten Levi bis zu Zumpe, Richard Strauss und Mottl haben sie mir, dem andächtig Lauschenden die Werke aller großen Tonkünstler in schönster Vollendung zum Klingen gebracht. Beethoven ging mir in dieser meiner Lebensschicht über alles. Für mich war seine Musik die Musik schlechthin. Meine musikalischen Freunde, vor allem der hochbegabte Heinz Hess, zu dem sich späterhin der ganz erstaunlich früh gereifte Komponist Erich Boehe gesellte, versuchten mich auch an die moderne Musik heranzuführen, aber meinem auf das klassisch-harmonische eingestellte Sinn blieb sie meistens verschlossen.

Der Winter 1897/98 brachte meinem Vater eine schöne Ehrung, bei der er sich noch einmal als Hauptrepräsentant seiner Wissenschaft fühlen konnte. Es wurde ihm der Vorsitz bei der Gründung eines großangelegten ägyptologischen Wörterbuches übertragen, zu dem die namhaftesten Vertreter seiner Disziplin bei ihm in München erschienen. Ich sehe sie noch vor mir, wie sie bei unseren Sitzungen und bei einem kleinen Festmahl an unserem lang ausgezogenen Esstisch saßen, Erman, Steindorff, Sethe und wie sie alle hießen. Mein Vater war in gehobener Stimmung und fühlte sich so recht in seinem Element. So

überstand er denn auch gut die Strapazen der Gründungssitzungen, bei denen es verständlicherweise zu lebhaften Diskussionen über die Anlage des Wörterbuches kam. Ebenso hatte ein längerer wissenschaftlicher Vortrag in der bayrischen Akademie der Wissenschaften für seine Gesundheit keine schädlichen Folgen. Allerdings kündigten sich während dieser Wintermonate schon stärkere Herzbeschwerden bei ihm an, die sich im folgenden Sommer so bösartig steigern sollten, dass sie zu seinem Ende führten.

Immerhin fühlte er sich im Großen und Ganzen so wohl, dass er an die Teilnahme an einem großen Künstlerfest, vielleicht dem glänzendsten in der langen Geschichte dieser berühmten Münchener Veranstaltungen, denken konnte. Schon von Januar ab stand alles, von der Hofgesellschaft bis zum Schwabinger „Künstlervölkchen“ im Zeichen dieses Festes, dessen Arrangement Lenbach als anerkannter Fürst der Münchner Maler übernommen hatte. Es sollte in dem mit dem Residenztheater zu einer Einheit verbundenen Hoftheater stattfinden. Das Motto lautete: „Eine Nacht in Arkadien“. Alles Antike und Antikische an Kostümen war zugelassen. Die Kostümierung sollte zwar möglichst „echt“, aber sie durfte doch nicht „indezent“ sein, also nicht allzu viel vom nackten Körper zeigen. Man war noch längst nicht so in der Lockerung der Schambegriffe fortgeschritten wie heutzutage, wo die Faschingsfestkostümierung oft nur in deren Weglassung besteht und die Ballsäle manchmal wie Schwimmbäder wirken.

Kein Wunder, dass ich, obwohl ich erst 16 ½ Jahre alt war, den brennenden Wunsch hegte, auch zu dem Fest mitgenommen zu werden. Als ich diesen Wunsch erst schüchtern, aber dann immer dringlicher zu äußern wagte, sagte mein Vater: „Geh doch zu Lenbach, vielleicht lässt er Dich herein!“ Zuerst sträubte ich mich dagegen, aber dann fasste ich mir ein Herz und suchte ihn auf. Er war mir ja kein Unbekannter, denn er war schon oft unser Gast gewesen. Auch hatte ich schon einmal sein Atelier besucht und zwar unter ganz interessanten Umständen.

Er hatte schon öfters den Wunsch ausgesprochen, meinen Vater zu portraituren, aber dieser hatte immer wieder dankend abgelehnt, teils wegen der mit den Sitzungen verbundenen Anstrengungen, teils aus Scheu vor den enormen Preisen, die Lenbach für seine Bildnisse zu verlangen pflegte. Erst nachdem dieser ihm versichert hatte, er werde ihm darin weitgehend entgegen kommen und ihm versprochen hatte, ihm die Sitzungen in jeder Weise zu erleichtern, willigte mein Vater ein. „Zunächst müssen Sie einmal zu mir kommen“, hatte Lenbach danach gesagt, „ich will dann noch nicht zu malen anfangen, sondern nur das Portrait einstellen und ich möchte Sie dabei etwas auswendig lernen“. Mit diesem „Auswendiglernen“ hatte es aber nun seine besondere Bewandnis, wie ich das genau beobachten konnte, denn mein Vater hatte mich zu dieser ersten Sitzung unter Angabe irgendeinen Grundes mitgenommen, damit ich das berühmte Atelier des damals so hochberühmten Meisters kennen lernte. Nachdem er mit meinem Vater einige Stellungen ausprobierte und ihm einen alten Pelzmantel von Bismarck angezogen hatte, weil ihm der von meinem Vater wegen seines rotbraunen Marderkragens nicht passte, bat er ihn auf einem bereitgestellten Renaissancelehnstuhl – alles in dem Atelier war auf Renaissance gestimmt – Platz zu nehmen und begann sich mit ihm zu unterhalten, eben um ihn „auswendig zu lernen“. Meinem Vater gegenüber, zur Seite des großen Atelierfensters, befand sich ein Verschlag, der mit schwarzen Vorhängen versehen war, aus dem, wie ich bald bemerkte, das Objektiv eines großen Photographenapparates herausragte. War nun, während der von Lenbach mit gewohnter Lebhaftigkeit geführten Unterhaltung der Ausdruck im Gesicht meines Vaters so, wie jener ihn für das Portrait brauchen zu können glaubte, so machte er eine unauffällige Handbewegung nach rückwärts und sofort knipste das Objektiv. Sein hinter dem Vorhang verborgener Leibfotograph Hahn hatte eine jener Aufnahmen gemacht, von denen ich späterhin nach dem Tode meines Vaters einen ganzen Paken Kopien erhalten konnte. Und in diesen Photographien bestand zum großen Teil das „Auswendiglernen“ von Lenbach.

Und nun, im Februar 1898 stand ich wieder in diesem prunkvollen Raum, der weniger einer Malerwerkstatt glich als dem Empfangssaal eines italienischen Principe. Ich trug etwas stotternd meine Bitte vor, worauf mich Lenbach, wie das so seine Art war, über seine großen runden Brillengläser hinweg fixierte und dann meinte, wenn ich infolge der Kenntnisse meines Vaters mich irgendwie originell ägyptisch kostümierte, hätte er nichts dagegen, wenn ich mitkäme. Da war nun guter Rat teuer. Nur mit Lendenschurz bekleidet, wie ihn ja wohl die altägyptischen Jünglinge als einzige Kleidung trugen, konnte ich ja zu dem Fest nicht gehen und trotz eifrigem Hin- und Herüberlegen wollte uns nicht recht etwas anderes einfallen. Man suchte mir kurzerhand ein tunikaartiges arabisches weiß-seidenes Hemd heraus, setzte mir einen Kranz auf den Kopf, gab mir einen langen Stab in die Hand und erklärte mich zu einem griechischen Epheben, der als Stütze meines Vaters ihn begleiten sollte und damit in das Fest eingeschmuggelt werden konnte, auch wenn ich nicht nach Lenbachs Wunsch kostümiert war. Ich passte so auch besser zu den Eltern, die auch nicht auf ägyptisch gehen wollten, sondern sich mit weißen antikisierenden Gewändern drapiert hatten, wobei mein Vater eher einem würdigen Beduinen-scheich ähnelte, als einer Figur aus dem alten Arkadien glich.

Der große Tag kam. Mein Vater hatte an den berühmten Mimen Ernst von Possart, der damals Intendant des Hoftheaters war, geschrieben, er bäte ihn, es ihm zu erleichtern, trotz des gelähmten Beines in das Fest zu gelangen. Possart suchte ihn daraufhin gleich auf und versprach ihm, dass er am hinteren Bühneneingang empfangen und von kräftigen Logendienern mit einem Tragestuhl zum Platz der Eltern in der Mitte des sogenannten Balkons, also des ersten Ranges, getragen würde. Alles lief verabredungsgemäß und ich vergesse den Augenblick nicht, als ich in der Mitte des Balkons stand, von wo aus eine Treppe in das Parkett führte, aus dem die Sitzreihen entfernt waren und wo die bunt kostümierte Menge hin und her wogte. Die Vertiefung, in der sonst das Orchester saß, war überbrückt, so dass die Bühne in ihrer ganzen Tiefe mit dem Parkett zusammen einen Riesenraum bildete. Geschickt angebrachte Kulissen sorgten dafür, dass sich dieser Raum in das antike

Athen zu verlieren schien, das, von der Akropolis überragt, im hellen Lichte lag. Es gab ein Festspiel, zu dem Max Schillings die Musik komponiert hatte, an das ich mich aber nicht mehr erinnere, wohl jedoch an einen Festzug, der die Aufführung, ich weiß es nicht, ob abschloss oder eröffnete. Ich konnte ihn neben dem Platz der Eltern unterhalb der großen Königsloge gut überblicken. Angeführt von dem damaligen Liebhaberdarsteller als Bacchus, der das Leopardenfell über der Schulter, weinlaubbekrönt den Thyrsosstab schwang, schritt die ganze Prominenz der Münchner Künstlerschaft in langem Zug durch die Menge, die mit dem dionysischen Ruf „Evoe!“ sie begrüßte. Voran schritt natürlich Lenbach in purpurfarbener Toga, einen Goldkranz auf dem Haupt und ebenso kostümiert folgten die Träger der berühmtesten Namen im Reich der Münchner Kunst. Es waren viele charakteristische Köpfe unter ihnen, wie die von Ludwig Herterich und Adolf Hengeler, aber auch diejenigen, denen künstlerischer Geist nicht so sehr auf der Stirn geschrieben stand, nahmen sich prachtvoll aus in dem roten Gewand, den goldenen Kranz im Haar. Es war – das habe ich mir allerdings erst viel später klar gemacht – wie eine feierliche Abschiedsparade der großen Zeit Münchener Kunst, in der diese nicht nur die unbestrittene Führung in Deutschland, sondern auch volle Weltgeltung hatte. Zum Schluss forderte Bacchus die Leute auf, sich dionysischer Freude zu widmen und mit dem Tanz zu beginnen. Das Orchester hatte im Hintergrund der Bühne Platz genommen, die Paare fanden sich und nun bewegte man sich in Walzer, Schottisch und Française höchst unantikisch über das Parkett bis tief in die Nacht hinein.

Würde ich mir heute nach mehr als 50 Jahren diese Paare betrachten, so würde ich mich wohl über sie ebenso amüsieren, wie man die Götter und Göttergestalten, die bukolischen Schäfer und Schäferinnenmasken der Rokokozeit belächelt, die so viel vom Stil ihrer Zeit und so wenig von der Antike an sich trugen. Jeder bleibt eben doch immer ein Kind seiner eigenen Epoche und selbst die geschickteste historische Maskierung bleibt trotz allem nur Maskerade, durch die überall das eigene Zeitbild hindurch schimmert. So blieben denn auch all die Teilnehmer jener „Nacht in Arkadien“, obwohl sie sich antikisch hergerichtet hatten

und sich auch entsprechend zu gebärden versuchten, doch die Zeitgenossen der letzten Jahrhundertwende, jener viele Werte auflösenden, aber gerade im Künstlerischen doch höchst produktiven Periode des „fin de siècle“.

Meine Schwester Marie, die nun als glückliche Frau und Mutter mit ihrem Heinrich in Leipzig lebte, war eigens zu diesem Fest von dort hergekommen und die beiden Schwestern genossen wie früher miteinander Ballfreuden. Beide sahen in ihrer sogenannten griechischen Kostümierung sehr hübsch aus, besonders natürlich Mariechen. Elly war vom Anfang des Festes an von unserem Vetter zweiten Grades Dr. Werner von Noorden stark umworben. Dieser, der gern etwas den Naturburschen spielte und wenig auf ein gepflegtes Äußeres gab, erregte meine Heiterkeit durch die Art, wie er sein Maskenzeichen trug. Es bestand in einem langen blauen Chiton, der aber so schlecht saß, dass er am Hals das darunter sitzende kragenlose Frackhemd mitsamt dem goldenen Kragenknöpfchen sehen ließ, was Werner dadurch zu beheben versucht hatte, dass er das Gewand oben mit einer stählernen Sicherheitsnadel zusammensteckte. Das passte dann gut zu einem schlampig geflochtenen Efeukranz, der sich im Laufe der Zeit immer wieder verschob und ihm bald hinten im Nacken, bald vorn tief in der Stirne saß. Die Eltern gingen schon verhältnismäßig frühzeitig, gerade als das Fest auf dem Höhepunkt war und Marie schloss sich ihnen an, weil sie ihr Töchterchen, die kleine Hertha, die sie mitgebracht hatte, nicht so lang allein lassen wollte. Mir wurde gestattet noch etwas zu bleiben und erst mit Elly heimzufahren, der eingeschärft wurde, nicht mehr allzu lang zu bleiben.

Ich trieb mich nun allein im Festtrubel herum, wurde von Bekannten an ihre Tische gebeten und mit Sekt traktiert und hatte nach und nach Elly ganz aus den Augen verloren. Als ich nun bemerkte, dass es schon recht spät geworden war, machte ich mich auf die Suche nach ihr, was zunächst ergebnislos verlief, denn jemand in den beiden Theatern mit den vielen Logen zu finden, war nicht leicht. Endlich entdeckte ich sie mit Werner von Noorden in traulichem Tête á tête im Residenztheater

bei einer Flasche Champagner sitzend. Man gelangte vom Hoftheater aus dorthin durch einen Korridor, der beide Bühnen verband und der in einen grünen Laubengang umgewandelt war. Das Residenztheater diente als Erfrischungsraum und man konnte dort im Parkett an kleinen Tischen speisen. Und an einem solchen Tischchen saßen nun die beiden und ich, der ich schon durch die lange Sucherei gereizt war, wurde nun im Hinblick auf die elterliche Weisung richtig massiv, um Elly zum Aufbruch zu bewegen. Außerdem passte mir ihr Flirt mit dem wesentlich älteren Vetter nicht, von dem ich gehört hatte, dass er ein ziemlich ungebundenes Junggesellenleben führte. Ich konnte nicht wissen, dass hier eine starke gegenseitige Liebe am Werk war, die nach einigen Monaten zu einer Ehe zwischen den beiden führen sollte. Als ich endlich mit Elly in der uns heimführenden Droschke saß, habe ich ihr richtig wie ein Erwachsener der unfolgsamen Tochter den Marsch geblasen. Ich war empört, dass sie nur dazu lachte, und nahm an, dass sie wohl beschwipst sei, was sie sicherlich auch ein wenig war.

An den Seidelschen Kindern konnte mein Vater sich auch noch in diesem Winter häufiger erfreuen als bisher, denn meine Schwester Emmy war, nachdem sie Witwe geworden, zunächst nach Marburg gezogen, nun nach München übersiedelt und hatte eine hübsche Wohnung in der Liebigstraße unweit der unseren bezogen. Sie kam fast täglich, um die Mutter zu besuchen und die klugen, begabten Kinder waren immer wieder unsere Gäste. Ina in ihrer stillen, etwas verschlossenen Art, die ihr als Kind noch mehr eignete als später, hatte mein Vater vielleicht noch nicht richtig in ihrem vollen Wert entdeckt. Dagegen hatte er für Willys Wesen, das einesteils verträumt und schweifend, andererseits lebhaft und aufgeschlossen war, sehr viel Verständnis. Er konnte sich auch noch an seinen frühen dichterischen Versuchen erfreuen, die erstaunlich gewandt in der Form und voll hübscher Einfälle waren. Auch die Entwicklung der kleinen Annemarie Seidel verfolgte er mit Interesse und erkannte bei ihr schon als sie noch ein Baby war, den Charme, mit dem sie später so viele Leute nicht nur von der Bühne aus, sondern auch rein als Mensch bezaubern sollte.

Auch hatte sie sich jetzt ein Fahrrad angeschafft und es war ihre größte Freude damit in die schöne Umgebung Münchens hinauszufahren. Mein ehemaliger gütiger Lehrer, Dr. Thomas Stettner, war dabei häufig ihr Begleiter, wie er ihr denn ein stets gern gesehener Gast war und ihr bei der Erziehung ihrer Kinder oft mit seinem freundlichen Rat beistand. Hanfstaengels wohnten schräg gegenüber in ihrem wunderschönen Haus, wo eine lebhaftige Geselligkeit gepflegt wurde und Frau Kitty verstand es gut, unsere Emmy zu veranlassen, an dieser Geselligkeit wieder teilzunehmen nach den Jahren tiefer Witwen Trauer, in denen sie sich von der Welt zurückgezogen hatte.

Nach Ansicht meines Vaters, der selbstverständlich in großbürgerlichen, aber auch etwas in feudalen Begriffen seiner zahlreichen adligen Verwandten lebte, war es für einen jungen Mann unerlässlich, dass er Reiten und Fechten konnte. So habe ich denn auch in den oberen Gymnasialklassen an Reitkursen in dem Reitinstitut Mengele in der Amalienstraße teilgenommen, war auch ganz gut begabt für die edle Kunst des Reitens und gewann ihr viel Reiz ab, habe es aber trotzdem nicht weit gebracht, weil ich über das Bahnreiten nicht recht hinaus kam, zumal ich im Sommer, wenn man hätte ausreiten können, immer in Tutzing war, wo es keine Gelegenheit dazu gab.

Das Fechten versuchte ich im Universitätsfechtinstitut von Albrecht in der Theresienstraße zu lernen. Dabei war mir hinderlich, dass bei sonst recht kräftiger körperlicher Entwicklung, meine Unterarm-Muskulatur ausgesprochen schwach ist. Mein Handgelenk war nicht kräftig genug, um im Schlägerfechten, das mich an sich nicht sehr interessierte, etwas zu leisten und auch im Säbelfechten, das mir mehr zusagte, brachte ich es nicht weit. Blieb also nur das Florettfechten. Dieses nun fesselte mich sehr, und ich hätte in dieser eleganten und amüsanten Kunst vielleicht eine bescheidene Meisterschaft erreichen können, wenn mir die Schulstunden und Schularbeiten mehr Zeit gelassen hätten, mich in ihr zu üben. Als ich dann später auf der Akademie war, schlug mich das Zeichnen und Malen so sehr in Bann, dass mich das Fechten nicht mehr genug interessierte und ich es allmählich aufgab. So ist es mir im Laufe

des Lebens mit allen Sportarten gegangen. Ich bin ein ausgesprochen produktiver Mensch und das bedeutet, dass mich nur eine Tätigkeit freut und fesselt, durch die ich etwas mache. Leistung nur um der Leistung willen, wie sie doch mehr oder minder jeder Sport bedeutet, ist mir niemals wirklich erstrebenswert vorgekommen. Die Leistung aber, die man für ein Werk aufwendet, und sei es auch nur das bescheidenste, erschien mir immer als das, was ich jedes Opfers für Wert erachtete. Man hat mir meine Unsportlichkeit öfters als körperliche Bequemlichkeit ausgelegt. Das war sie aber nicht, denn schließlich habe ich es ja in der Malerei und zumal in der Freilichtmalerei immerhin zu etwas gebracht und wer sie einmal betrieben hat, weiß, wie große Anstrengungen gerade in körperlicher Beziehung sie erfordert. Nein! Der Sport war mir einfach zu langweilig, weil man durch ihn nichts produzierte, kein Werk, ja nicht einmal ein Werkchen durch ihn schafft.

Ende Mai 1898 suchte meinen Vater ein schwerer Herzanfall heim. Und damit fing eine lange schwere Leidenszeit für ihn an, die zu seinem Ende führen sollte. Das Schuljahr neigte sich nun seinem Ende zu und bei meinen sonn- und feiertäglichen Aufenthalten in Tutzing, die sonst so beglückend für mich waren, musste ich gepressten Herzens sehen, dass die Kräfte des Vaters immer mehr nachließen und er bei den sich ständig wiederholenden Herzanfällen unsagbar litt. Immer wieder konnte er sie überwinden, aber es wurde, wenn er sich schweißgebadet von ihnen etwas erholte, immer häufiger in Frage von ihm gestellt, wie lange er denn noch zu leiden haben werde und ob ihn nicht endlich der Tod erlösen wolle. Um das Morphium, an das sein Körper schon seit vielen Jahren gewöhnt war, noch einigermaßen wirksam zu machen, wurden ihm riesige Dosen gegeben, so dass er sich in einem ununterbrochenen Rauschzustand befand und es manchmal zu leidenschaftlichen Erregungsausbrüchen kam. Einmal hatte ihn Paul, der sein Leben schon mit so viel Sorge belastet hatte, mit irgendeiner Äußerung gereizt und mein sonst so sehr beherrschter Vater hatte ihm die Tür gewiesen und ihm eine schwere Flasche nachgeworfen, die hart an seinem Kopf vorbeiflog und an der Wand zerschellte.

Ich weiß nicht, ob es im Zusammenhang mit dieser Szene stand, dass er mir, als ich einmal allein mit ihm im Zimmer war, zurief: „Halte Du die Fahne der Familie hoch!“ Ich war betroffen von diesem mir als dem Jüngsten geäußerten Wunsch, aber ich beteuerte natürlich, dass ich es nach besten Kräften tun werde und hoffe, dass ich es auch so gut es ging, immer getan habe. Im Angesicht des mahnenden Endes zog er mich manchmal in ernste Gespräche. So sprach er einmal eingehend über meine Berufswahl. Ich schwankte damals zwischen dem Beruf eines Architekten und dem eines Malers und er sagte mir, es sei ihm zwar lieber, wenn ich den ersteren ergriffe, er habe aber auch nichts dagegen, wenn ich Maler würde. Er verstehe es gut, wenn es mich zur reinen Kunst dränge und er gäbe auch zu diesem Weg seinen Segen. Nur das eine müsse ich ihm versprechen, nämlich dass ich das Gymnasium fertig mache. Das tat ich denn auch und gab ihm die Hand darauf.

Zwar war diese Zeit ein Sterben, das sich immer wieder qualvoll erneuerte. Aber welch ein Sterben! Er blickte dem Tod starken Sinnes entgegen, war sich dessen bewusst, sein Leben voll gelebt zu haben, seine großen Gaben genutzt und Liebe und Güte in reichem Maße nicht nur den Seinen, sondern jedem, der ihm auf seinem Lebensweg begegnet war, erwiesen zu haben. Er bat uns all das zu beherzigen was er von seiner Lebensauffassung in seinem Buche „Homo sum“ so niedergelegt habe, wie er es weder vorher noch nachher habe besser ausdrücken können. Nach solchen, oft in seherischem Ton gehaltenen Reden waren wir immer tief ergriffen und bewunderten ehrfurchtsvoll diesen, trotz Todesnot so klaren und reinen Geist, der niemals das Schicksal wegen all dessen, was es ihm an Leiden auferlegt hatte, anklagte, sondern nur in tiefer Dankbarkeit auf das viele zurückblickte, was es ihm an Gutem und Schönen gewährt hatte.

Gegen Ende Juli schien sein Zustand sich etwas zu bessern und ich wagte es, eine Radtour nach St. Quirin am Tegernsee zu meinem Freund Ernst Bischoff zu machen. Als ich auf dem Rückweg in Schaf-lach mich in einer Wirtschaft etwas stärkte, fiel mir die Zeitung in die Hand und ich las mit Bestürzung, dass Bismarck gestorben sei. Das

kam mir wie ein böses Omen vor und tatsächlich traf ich daheim den Vater wieder in stark verschlechtertem Zustand an. Er verfiel langsam in einem Dämmerzustand und die Ärzte glaubten, dass es nun schnell zu Ende gehen würde. Ich sehe mich noch mit Dr. Beisele und Dr. Triepels an der Gartentür stehen und höre den Doktor sagen: „Da ist nichts mehr zu helfen, der Mann ist moribund!“ Er sollte recht behalten, am 7. August trag Mors in das stille Arbeitszimmer meines Vaters.

Es kam nun alles so, wie ich es schon in den langen Juninächten vorausgeahnt hatte. Nachrufe füllten alle Zeitungen und Zeitschriften. „Über Land und Meer“ erschien sogar mit Trauerrand. Telegramme und briefliche Kondolenzten häuften sich zu großen Stapeln, man fühlte die Teilnahme nicht nur ganz Deutschlands, sondern auch einer Vielfalt von Leuten aus aller Welt, denen mein Vater als Dichter, als Gelehrter oder auch nur rein menschlich etwas bedeutet hatte. Meine Mutter wünschte, dass ihr geliebter Mann in München beerdigt würde. Dort solle er ruhen, damit sie seiner Grabstätte nahe sei. So fuhr denn mein Bruder Paul in die Stadt und erwarb einen Platz im neu angelegten großen Nordfriedhof, wie er denn in allen praktischen Dingen, die nach einem Todesfall zu erledigen sind, der Mutter unermüdlich und geschickt an die Hand ging. Wir geleiteten dann in mehreren Wagen den Toten an die Bahn und anderen Tages fand die Beerdigung statt.

Damals stand noch nicht das große Gebäude mit der Aussegnungshalle, das jetzt den Nordfriedhof schmückt. So bewegte sich denn das Trauergeleit von dem kleinen Ziegelbau des damaligen Leichenhauses zu der Südost-Ecke des Friedhofes, wo das Grab ausgeschaufelt war. Meine Mutter hat es sich nicht nehmen lassen, an der Beerdigung teilzunehmen, - auch die anderen weiblichen Mitglieder der Familie waren gekommen, obwohl es damals in München nicht Sitte war, dass Frauen sich zu den Bestattungen einfanden. Der Trauerzug war endlos lang, trotzdem ja sommerliche Ferienzeit war, die von den meisten Freunden und Bekannten auf dem Land verbracht wurden. Nach der kirchlichen Einsegnung folgte sich Rede auf Rede. Es war keine darunter, die nur einer offiziellen Pflicht genüge, bei allen schwang vielmehr Hoch-

achtung, Sympathie und Liebe mit, die man der Persönlichkeit des Vaters entgegenbrachte. Als besonders gut und warm ist mir die Grabrede von Max Pettenkofer in Erinnerung geblieben, der als Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften einen Kranz niederlegte. Und noch eine Rede ging mir tief zu Herzen. Es war die von Ernst von Wolzogen, der als Vertreter der Münchner Literarischen Gesellschaft sprach. Ich hatte dem humorvollen Gründer des „Überbrettls“ niemals eine so tiefe Empfindung und ein so verehrungsvolles Verständnis für das Wesen des teuren Verstorbenen zugetraut, wie es nun aus seiner formvollendeten Worten sprach. Er nannte ihn einen „Kalokagathos“, das ist ein Mann, in dessen Art es lag, Schönes und Gutes nicht nur zu künden, sondern auch zu leben. In der Tat war ja in ihm vereinigt, was den wahren Humanisten macht: Die „Humanitas“, die alles Schöne aus einer tiefen klassischen Bildung zu schöpfen und weiterzugeben versteht, und die „Humanität“, die sich in menschlicher Güte und mitfühlendem Verständnis für die Leiden und Freuden seiner Nächsten auswirkt. Und dann war er ja auch schön von Antlitz und Gestalt, sowie in der Anmut seiner Rede und der niemals gekünstelten Würde seines Auftretens.

Mitte September erfolgte dann, wie gewöhnlich, die Übersiedlung nach München und damit für mich wieder der Übergang zum Alltag des Schullebens. Meiner Mutter tat es gut, durch Ordnung des Nachlasses meines Vaters Ablenkung von ihren trüben Gedanken zu erhalten. Meine Mutter begann damals auch eine Sammlung von kleineren Aufsätzen meines Vaters zusammenzustellen, die schon in verschiedenen Zeitschriften erschienen waren. Dabei ging ihr mein ältester Bruder Paul an die Hand. Er verfasste auch eine vollständige Bibliographie aller Publikationen des Vaters, die der Sammlung, als sie dann unter dem Titel „Ägyptische Studien und Verwandtes“ die Deutsche Verlagsanstalt herausgab, angefügt wurde.

Meine Mutter hatte auch außer den aus den Büchern des Vaters damals noch reichlich fließenden Einnahmen ein ganz ansehnliches Vermögen zu verwalten. Es war zwar kein abgeschlossenes Testament des Ver-

storbenen vorhanden, aber er hatte den Entwurf zu einem solchen hinterlassen, aus dem hervorging, dass er meine Mutter als Universalerin einsetzte, ihr die volle Verfügung über seinen Nachlass, auch seinen literarischen, einräumte und seine Kinder bat, bis zu ihrem Tode auf alle Ansprüche an sein Erbe zu verzichten. Dieser Testamentsentwurf, der nicht einmal seine Unterschrift trug, war zwar nicht rechtskräftig, aber meine Geschwister einigten sich in seltener Einmütigkeit darauf, dass den darin geäußerten Wünschen des Vaters entsprochen würde. Für mich als Minderjährigen musste ein Pflichtteil ausgeschieden werden und unser Freund Hofrat Hanfstaengl als Kurator über denselben gesetzt, bis die Erbschaft geregelt war und meine Mutter die Verwaltung des kleinen Vermögens übernahm. Auch nachdem ich mündig geworden war, ist es mir nie in den Sinn gekommen, es für mich zu beanspruchen und ich hatte diesen Verzicht ebenso wie meine Geschwister nicht zu bereuen, denn meine Mutter hatte, ohne je ein Wesens daraus zu machen, eine sehr gute Hand in finanziellen Dingen, hatte sie schon immer meinem Vater abgenommen und war eine sehr geschickte Verwalterin seines Erbes, das sie in kluger Weise in den 15 Jahren, die es ihr zur Verfügung stand, zu mehren wusste. Ich sehe sie noch, wie sie jeden Tag an ihren Schreibtisch saß und ihre Eintragungen in die mit peinlicher Genauigkeit geführten Bücher machte. Sie war das unbedingte Haupt der Familie und hielt diese mit aufopfernder Liebe, aber auch mit starker Autorität zusammen. Als fleißige und flüssige, sowie regelmäßige Briefschreiberin hielt sie engen Kontakt mit all ihren Kindern, suchte stets alle Gegensätzlichkeiten zwischen ihnen auszugleichen und es ist ihr auch gelungen, die Harmonie des Familienkreises bis zu ihrem Tode aufrecht zu erhalten. Tat eines von uns eine abfällige oder gar ungute Bemerkung über eines seiner Geschwister, Schwäger oder Schwägerinnen, so wurde er streng zurechtgewiesen, auch wenn er dann und wann recht damit hatte. Die Eintracht unter ihren Nachkommen ging ihr über alles, darin verstand sie keinen Spaß.

Unsere Klasse bekam einen neuen Ordinarius, der Scheibmeier hieß und ein ausgesprochen farbloser Mann war. In all seinen Äußerungen

lag etwas freudloses, er absolvierte den Unterricht pflichtgemäß und pünktlich, gab uns aber nichts, was uns erhob oder mitgerissen hätte, womit man jugendliche Gemüter hätte begeistern können. Wir fanden ihn daher ausgesprochen langweilig und trocken. Vielleicht drückten ihn ungute Familienverhältnisse. Was wissen Schüler von den persönlichen Verhältnissen, unter denen ihre Lehrer leben müssen und deren Wesen ihren Stempel aufdrückt! Sie beurteilen sie nach dem, was er ihnen gibt und das war, abgesehen von dem vorgeschriebenen Lehrstoff bei diesem Lehrer herzlich wenig.

Dafür war in meinem begabten und lebendigen Freundeskreis das geistige Leben so rege, wie es nur irgend bei aufgeschlossenen Jünglingen sein kann. Die Atmosphäre der Jahrhundertwende war geladen mit Spannungen aller Art. Nicht nur politischen und sozialen, sondern auch – und nur das ging uns recht eigentlich etwas an – mit Spannungen und revolutionären Umwälzungen auf dem ästhetischen Gebiet. Wir nahmen an ihm leidenschaftlich teil in langen Diskussionen und dadurch, dass wir unendlich viel über diese Dinge lasen und uns das Gelesene mitteilten: Noch zu Lebzeiten des Vaters waren ziemlich gleichzeitig drei Zeitschriften erschienen, die im Mittelpunkt unseres Interesses standen und die auch ihn als Zeichen einer neuen Zeitgesinnung sehr interessiert hatten.

Die erste dieser Zeitschriften war „Die Woche“. Ganz auf das Aktuelle eingestellt, als erste Wochenschrift sich ausschließlich der Fotografie als Illustrationsmittel bedienend, ließ sie einen Blick in die Künftige Ära tun, die auf Tempo, rasche Nachrichtenübermittlung, aber auch auf unbegrenzte Publizität eingestellt sein sollte. Als ich seinerzeit die erste Nummer der „Woche“ mit der großen 7 auf dem rotbraunen Umschlag meinem Vater gebracht hatte, sah er sie mit größtem Interesse durch und meinte achselzuckend, genau das habe er schon vor einiger Zeit dem Aufsichtsrat der Deutschen Verlagsanstalt vorgeschlagen und ihm nahegelegt, das überalterte „Über Land und Meer“ durch eine solche Wochenschrift zu ersetzen.

Viel mehr als „Die Woche“ beschäftigte mich und meinen ästhetisierenden Freundeskreis eine andere Wochenschrift und zwar die von Georg Hirth gegründete „Jugend“. Nach ihr ist ja ein ganzer Stil benannt worden, der sich – freilich nur auf kurze Zeit – ganz Europa erobern sollte. Wenn er auch nur kurzlebig war, so hat er doch in der Hauptsache das Verdienst, mit der Periode reiner Stil-Imitation und Abwandlung meist noch dazu missverstandener historischer Formen aufgeräumt zu haben, die das Kunstleben vorher beherrscht hatten. Freilich war die „Jugend“ nicht das einzige Organ, das aus dieser Periode heraus, zu einer neuen Formgesinnung zu führen strebte. In der englischen Zeitschrift „The Studio“ hatte ich gleichgerichtete Bestrebungen erkannt und ich abonnierte sie, um mich an ihrem Kampf für neue, unmittelbar der Natur abgelauschte Schmuckformen zu begeistern, aber auch für die Beispiele von materialgerechter Möbelkonstruktion und einer vereinfachten Baukunst, die auf historisierende Dinge verzichtete. Die exklusive, hervorragend ausgestattete Zeitschrift „Pan“ war mir zugänglich, weil mein Vater auf sie subskribiert hatte und ich verfolgte mit Eifer die Publikationen von van de Velde, die dort erschienen und die richtungsgebend für das moderne Kunstgewerbe werden sollten, sowie die klugen und gesunden Betrachtungen von Lichtwark.

Die dritte Zeitschrift die uns in ihren Bann zog und die auch schon herauskam als mein Vater noch lebte, war der „Simplizissimus“. Albert Langen, der junge, einfallsreiche und unternehmungslustige Verleger hatte meinen Vater besucht und meine Schwester Elly hatte sich mit seiner Schwester Elisabeth, die später einen Sohn von Björnson heiratete, so wie Langen selbst mit der zarten goldrothaarigen Tochter verheiratet war, etwas angefreundet. Es sei hier nebenbei bemerkt, dass zwei der lebendigsten und maßgeblichen Verlage, der Albert Langen- und der Inselverlag ihre Gründung reichen jungen Leuten verdanken, (der Insel-Verlag dem Dichter W. A. Heymel) die aus reinem Idealismus ans Werk gingen, Qualitätsgefühl hatten und vor allem eine sehr glückliche Hand in der Wahl ihrer Mitarbeiter. So besaß auch Albert Langen, vorurteilslos und doch durch und durch kultiviert, den richtigen Instinkt für die Gründung einer aufrüttelnden und gegen die be-

stehenden Verhältnisse frondierenden illustrierten Wochenschrift, eines „Witzblattes“, das sich nicht mit fadem Allerweltshumor, sondern mit scharfer Satire beschäftigte, den hervorragenden Thomas Theodor Heine zu gewinnen. Er war es, der den Stab jener ausgezeichneten Simplissimus-Illustratoren zusammenstellte, die dem Blatt Weltruhm verschafften. Diese mit trefflichem Witz und Scharfblick begabten souveränen Könner waren es tatsächlich, die dem Blatt sein hohes Ansehen verschafften, weit mehr noch als dessen Textteil, obwohl auch in diesem Geist, Witz und kritischer Verstand sich in einer literarisch und dichterisch stets hervorragenden und originellen Form kundtat. Natürlich kaufte man sich immer wieder dieses Blatt, obwohl man es nicht in der Schule und auch nicht gern zu Haus sehen ließ. Vieles amüsierte mich höchlich, aber manches war doch für meinen Begriff so pietätlos und respektlos gegenüber traditionellen Werten, dass es mich abstieß. Zumal die „Bilder aus dem Familienleben“ von Th. Th. Heine, -grimmig satirisch und voll Ressentiment gegen Vieles was mir, dem in einem harmonischen Familienkreis Aufgewachsenen, lieb und wert war, haben mich oft innerlich empört, obwohl ich doch über sie lachen musste und ihre künstlerische Qualität bewunderte .

Aber durchaus nicht nur diese Zeitschriften waren es, die etwas neues Lebendig-Frisches kündeten, man war in dieser Zeit der Jahrhundertwende umdrängt von revolutionären Manifestationen, die einen zur Stellungnahme zwangen. In der Literatur hatte sich der Realismus durchgesetzt und man wurde mit den Werken von Gerhart Hauptmann, Hermann Sudermann und anderen Vertretern dieser Richtung bekannt, die sich zwar nicht das konservative Hoftheater, aber andere Bühnen eroberten. Das unvergessene Theater in den Zentralsälen brachte solche Stücke in mustergültiger Weise heraus und Sterne wie Centa Brée und Helene Eisold begeisterten uns dort. Daneben wurde auch als Gegenhalt zum Realismus der Symbolismus gepflegt. Maurice Maeterlincks Stücke in ihrer morbiden Fin de siècle-Decadence fesselten uns und wir sahen, wie Hauptmann in seiner „Versunkenen Glocke“ seinem Naturalismus symbolisierende Dichtung gegenüberstellte. Ich war nie ein eifriger Leser von Lyrik, aber Gestalten wie Richard Dehmel, Arno Holz

und Detlev von Liliencron verfehlten doch nicht Eindruck auf mich zu machen und mir sowohl formal wie inhaltlich Neues zu erschließen. Auch die leichtere Muse erschien vor uns in neuem Gewande, von Paris kam das literarische Cabaret zu uns, wo im Berliner „Überbrettl“ und bei den Münchener „Elf Scharfrichtern“ Witz und Laune sich mit „Satire und tiefer Bedeutung“ in der talentvollen Weise paarten. Damit ist aber längst nicht all das erschöpft, was sich damals auf literarischem Gebiet ereignete und anregte und aufregte.

Doch tiefer als dieses berührte mich, der ich mich als zukünftiger Maler fühlte, das was die bildende Kunst an Umwälzendem in dieser Zeit brachte – speziell das, was die Maler in nie wieder erreichter Fülle und Vollendung produzierten. Die damals noch in voller Jugendfrische schaffende Sezession stellte in ihrem Behelfsheim am Anfang der – noch im Entstehen begriffenen – Prinzregentenstraße alljährlich aus-erlesene Kollektionen aus. Ich werde, wenn ich von meiner Studienzeit berichte, noch darauf zurückkommen. Es wäre zuviel gesagt, wenn ich behaupten wollte, dass ich damals schon alles verstand, was in diesen großen hellen Räumen gehängt war, aber im Hin und Wider einer Urteilsfindung bildet sich der Geschmack, der sich naturgemäß von der Druckmalerei und der bräunlichen oder grauen Tönung der bisherigen Münchner Malerei abwandte und einer hellen und lichten Farbgebung den Vorzug zu geben begann. Damals standen die französischen Impressionisten schon auf dem Höhepunkt ihres Schaffens, ja hatten ihn schon überschritten. Trotzdem war man in München um die Jahrhundertwende noch nicht so weit, ihnen Ausstellungsmöglichkeiten zu geben. So lernte man den Impressionismus auch in den fortschrittlichen Ausstellungen der Sezession nur in deutscher Abwandlung, also sozusagen aus zweiter Hand kennen, womit ich den großen Leistungen von Slevogt, Corinth, Liebermann oder Uhde in keiner Weise zu nahe treten möchte. Wie sehr mich der Spätimpressionismus von Heinrich Zügel damals beeindruckte und später meinen ganzen Studiengang beeinflusste, wird der Fortgang dieser meiner Erinnerung dartun.

Bei all dem, was in dieser geistig und künstlerisch so bewegten Zeit mich und meinen Freundeskreis beschäftigte, ging der Schulbetrieb seinen stetigen Gang weiter. Ich muss mich wundern, dass bei all den vielen Ablenkungen meine Leistungen im Gymnasium, wenn auch nicht glänzend, so doch genügend waren. Von den lateinischen und griechischen Klassikern, die wir durchhackerten, war mir Homer immer wieder der liebste. Namentlich die Odyssee war mir ans Herz gewachsen. Welche Fülle von Phantasien und welcher Reichtum an wechselnden Bildern! Nicht einmal das Zerpfücken dieser wundervollen Dichtung nach philologischen Gesichtspunkten konnte mir die Begeisterung für sie rauben. Bei Horaz, den ich auch liebte, war das schon anders. Er ist ja an sich nicht leicht zu lesen und die sprachwissenschaftlichen Kommentare, die man uns während der Lektüre gab, zerstörten mir oft den Reiz der köstlichen Poesie, die seine Muse auf uns hätte ausüben können. Es ist ja immer wieder beklagt worden, dass die schulfuchserische Behandlung der großen Kunstwerke, welche die antiken Autoren uns hinterlassen haben, den Schülern jede Lust nimmt, wirklich in sie einzudringen und sie zu genießen. Und doch beruht unsere ganze Bildung auf ihnen und man sollte die bildsamen Gemüter der Schüler mit philologischen Exerzitien verschonen und sie mit behutsamer Liebe ihnen nahe bringt.

Mit dem Pauken der deutschen Literatur war es nicht viel anders, es bestand hauptsächlich in dem Durchkauen auch der reizvollsten Dichtungen, die einem eigentlich auf der Zunge zergehen sollten. Aber wenigstens hatte man keine Schwierigkeiten mit der Sprache und das Hinweisenwerden auf die Spitzenleistungen des deutschen Schrifttums löste bei einem Kettenreaktionen aus, denen zufolge man sich auch außerhalb der Schule mit ihnen beschäftigte. Das Auswendiglernen schöner Dichtungen halte ich für gut. Ich tat es gern und habe so manches bis in mein Alter behalten. Es hat mein Leben in schöner Weise begleitet. Ich deklamierte nicht schlecht und wurde sogar beauftragt bei einer Schulfeier Schillers Glocke zu rezitieren. Freilich bekam ich es im letzten Augenblick etwas mit der Angst und erzwang mir die Erlaubnis das Buch, in dem das lange Gedicht stand, in der Hand zu

halten. Ich glaube aber, dass ich es nicht benutzt habe. Dafür erinnere ich mich noch gut, dass ich, der ich in den Fesseln der ersten Liebe lag, den Passus über diesen Zustand mit einer Inbrunst und einem Pathos vorgetragen habe, dass das in der ersten Reihe sitzende Lehrerkollegium sich eines Schmunzelns nicht erwehren konnte. Ich bemerkte das zwar, aber ließ mich dadurch nicht aus dem Konzept bringen, hatte eher Mitleid mit diesen vertrockneten Schulmännern.

Dem Geschichtsunterricht bin ich mit viel Interesse gefolgt, hatte auch immer gute Noten bei den Schularbeiten dieses Faches, obwohl ich mir die Geschichtsdaten, wie alle Zahlen, nur schlecht merken konnte. Das zugunsten der politischen und militärischen Historie stark vernachlässigte Kulturgeschichtliche habe ich mir schon damals durch private Lektüre, so gut es ging, anzueignen versucht. Dabei war mir immer die Kunstgeschichte der Leitfaden und ist es mehr noch als die Literatur geblieben. Ich hatte mir ja schon frühzeitig einige Kenntnisse in der Aufeinanderfolge der verschiedenen Stilarten erworben, kannte mich gut in der Kostümgeschichte aus und versuchte, das leere Gerüst, das mir der Geschichtsunterricht gab, mit lebendigen Bildern zu füllen und anschaulich zu machen. Zum gleichen Zweck habe ich auch schon damals in der Prima hie und da nach Biographien und Memoiren gegriffen und sie sind bis heute eine Lieblingslektüre von mir geblieben.

In der Mathematik schwindelte ich mich, so gut es ging, einigermaßen durch. Es war wenigstens gut, dass der gefürchtete Professor Rotlauf außer Mathematik nun auch Physikunterricht gab. Dieser hat mich von vornherein gefesselt, denn er war ja nicht abstrakt und handelte von anschaulichen Dingen und den großen Gesetzen, die in der Natur walten. Rotlauf wusste von meiner zeichnerischen Begabung und beauftragte mich öfters mit der Anfertigung von Tabellen, die physikalische Gesetze an Hand von einfachen Experimenten, welche er uns vorgeführt hatte, veranschaulichen sollte. Diese Zeichnungen gelangen mir ganz gut, sie wurden auf Kartons aufgezogen und ich glaube, dass sie lange Zeit beim Physikunterricht des Maxgymnasiums verwendet wurden.

Chemie stand zwar auch auf unserem Lehrplan, aber es waren ihr so wenig Stunden zugemessen, dass Rotlauf kaum Zeit hatte, auch nur ihre einfachsten Grundgesetze vorzutragen. Ich ließ mich auch nicht dadurch anregen, mich privat mit Chemie zu beschäftigen, obwohl einige Freunde von mir, wie z. B. Charly von Kühlmann, eifrig herumexperimentierten und beim Vorführen von Knalleffekten die elterliche Wohnung in Gefahr brachten. Was mich hauptsächlich von der Chemie fernhielt, war die Fülle von trockenen Formeln, die man sich merken musste. Es schien mir, der ich allem Schematischen abgeneigt war, als könne ich sie mir doch niemals aneignen. So ist mir denn bis heute das so phantasieanregende Reich der Chemie verschlossen geblieben.

Das häusliche Leben war seit dem Tode des Vaters in München verändert worden. Meine Mutter ordnete kleine Einschränkungen an, so wurde z. B. der Diener entlassen, aber im Ganzen blieb unser Lebensstil der gleiche. Der große Besucherstrom ebte ab, obwohl die Freunde und Bekannten des Vaters zum großen Teil auch der Mutter die Treue hielten. Aber es waren doch in der Hauptsache dann Frauen, die weiterhin zur Mutter kamen. So war es ruhiger geworden in der Triftstraße und das fast unbenützte Arbeits- und Bibliothekszimmer des Vaters gemahnte schmerzlich immer wieder daran, dass er uns verlassen hatte.

Damals hat noch niemand, abgesehen vielleicht von einigen ihrer intimsten Freundinnen, geahnt welche Begabung in Ina, der Tochter meiner Schwester Emmy, steckte. Sie gab sich als ein bescheidenes, in sich gekehrtes junges Mädchen. Sie las sehr viel, aber sprach wenig und auch ihre äußere Erscheinung, blond und von blasser Gesichtsfarbe, entbehrte irgendwelcher Akzente, die auf etwas Besonderes bei ihr hätten schließen lassen. Nur ihre sehr sprechenden schönen Augen hätten es verraten können. Sie zeigte niemals etwas von ihren früheren dichterischen Versuchen und ich habe bis zu ihrem ersten Hervortreten in der Öffentlichkeit, das wohl erst 10 Jahre nach meiner Primanerzeit stattfand – ja bis heute – keine ihrer ersten Dichtungen zu Gesicht bekommen. Sie galt für sanft und fügsam und war es wohl auch in allen äußeren Dingen. Niemand konnte damals ahnen, welche Kraft in ihrem

Geiste steckte, eine Kraft, die sich später in so großen und bedeutenden Werken kund tun sollte. Gegen mein und meiner Freunde ästhetisierendes und zum Teil auch mondänes Treiben verhielt sie sich ablehnend. Ihrer Natur lag das nicht. Und wenn sie auch meist mit ihrer Kritik zurückhielt, so tat sie doch manchmal spontan Äußerungen, die mir dieselbe klar machten.

Von Natur aus ernst veranlagt, wirkte bei Ina sicherlich auch der frühe Verlust des Vaters nach und die schwere Belastung ihrer tapferen kleinen Mutter bei der Wiederherstellung seiner ärztlichen Ehre und manch anderes, was sie als junge Witwe an Schwierigkeiten durchzustehen hatte. Ina war dadurch mehr gereift als es äußerlich den Anschein hatte, war nachdenklich und in sich zurückgezogen geworden und mein und meiner Freunde geselliges Treiben, unsere kleinen Liebesaffären und nicht zuletzt unser modisches Auftreten mag ihr manchmal recht oberflächlich und wenig nachahmenswert erschienen sein. Ich erinnere mich noch gut, dass sie - es war schon als wir an den Habsburgerplatz gezogen waren - mich einmal ganz spontan anfuhr: „Du bist immer einfach ekelhaft gut angezogen!“ Das verblüffte ich etwas, denn ich betrachtete es eigentlich als selbstverständlich, dass man auf gute Kleidung hielt, es gehörte das meiner Meinung nach zur Abrundung einer Persönlichkeit. Und schließlich hatte meine Mutter nichts dagegen, mir die Rechnungen zu bezahlen, die um Neujahr von einem der ersten Schneider, einem ausgezeichneten Schuster und ebensolchem Hemdenmacher eintrafen. Alles Maßware bester Qualität. Da war es ja keine Kunst, gut gekleidet zu sein und es bedeutete für mich keinen großen Zeit- und Kraftaufwand oder eine Ablenkung von sogenannten „höheren Dingen“! Ja, es gehörte eigentlich mit zu ihnen, denn es war etwas Ästhetisches und dem hatte ich mich verschrieben. Ästhetisches und Ethisches gehörten für mich zusammen und ich weiß noch gut, dass ich in einem Schulaufsatz die Entwicklung des Guten aus dem Schönen so behandelt hatte, dass mich der Lehrer fragte, ob ich das aus Schillers ästhetischen Schriften abgeschrieben habe, die ich damals noch gar nicht kannte.

Nun – Ina fand in dieser etwas reichen Münchener Atmosphäre, die von Dingen des Geschmacks, des Kunstgenusses und wohl auch der Dekoration und des äußeren Glanzes durchsetzt, ja beherrscht war, keine Befriedigung. Es war wohl zu viel von dem Blut norddeutscher Pfarrer in ihr. Und einen solchen, ihren Vetter Heinrich Wolfgang, wählte sie sich auch zum Gatten. Die Tiefe seiner Lebensauffassung, sein Ernst, der aufgelockert war durch einen etwas satirisch gefärbten Humor, zog sie an, seine äußerliche Schlichtheit gefiel ihr und die hohe dichterische Begabung, die Beiden eignete, verband sie. Aber die Münchner, die bayrische Luft, die sie in entscheidenden Entwicklungsjahren eingeatmet hat, blieb ihr unvergessen. Nachdem sie drei Jahrzehnte lang sich im preußischen Pastoren-Milieu bewährt und Werk um Werk geschaffen hatte, zog sie nach Starnberg, an den selben See, wo sie bei meinen Eltern schöne Kindheitstage verlebt hatte.

Die Prima bedeutet nicht nur Krönung und Abschluss der humanistischen Schulbildung, sondern fällt auch in die Zeit der Lebensjahre, in denen man sich über das klar werden muss, was man im Leben erstreben und leisten will. Es ist das nicht ganz gleichbedeutend mit dem, was man „die Berufswahl“ nennt, - diese ist zwar sehr wichtig, aber doch nur im äußerlich praktischen Sinne. Das Wesentlichste, über das man ins Reine kommen muss, wenn man einmal 18 oder 19 Jahre alt ist, soll die geistige Richtung sein, in der man seine Gaben vervollkommen und auswerten möchte. Wohl konnte ich von Erfolg und hohen Einnahmen träumen, wie sie die Münchner „Malerfürsten“, die ich alle persönlich kannte, hatten. Aber mein Ziel war und blieb doch nur meine Fähigkeiten in ehrlicher Arbeit so auszubilden und so zu steigern, dass ich Schönes von bleibendem Wert zu schaffen imstande wäre.

Dass ich mit diesem Ziel damals doch auch schon etwas isoliert da stand, wurde mir recht klar, als ich im Studium schon vorgeschritten, ein Gespräch mit einem Schulkameraden hatte, der den Ingenieur-Beruf ergriffen und in ihm schon Erfolg gehabt hatte. Er fragte, was ich denn nun aus meinem Beruf machen wolle. Erst verstand ich ihn nicht recht,

bis er mir erklärte, er meine damit, was ich mir denn für Verdienstmöglichkeiten von ihm erwarte. Da lachte ich denn und erwiderte, ich wolle, kurz gesagt, nichts anderes als so gut wie irgend möglich malen. Er schüttelte den Kopf und ich merkte an seinem etwas mitleidigen Lächeln, dass er mich mehr oder minder für einen harmlosen Narren hielt. Dabei war er kein amüsischer Mensch, war ein guter Kenner von Musik, übte sie selbst aus und musste wissen, was Kunst ist.

Mein engerer Freundeskreis freilich, der mich in diesen beiden letzten Jahren des alten Jahrhunderts umgab, teilte meine idealistische Berufsauffassung. Ein junger Mann, der diesem Freundeskreis damals beitrug, bestärkte unsere Ansicht, dass mit zielbewusster Ausbildung eines starken Talents sogar schon in jungen Jahren bedeutende Erfolge erzielt werden können. Dieser etwa um eineinhalb Jahre ältere Jüngling war der Komponist und spätere hervorragende Dirigent Ernst Boehe. Boehe, etwas kleiner als ich, war breitschultrig und hatte einen Kopf, dem man damals schon Bedeutung ansah. Er war von blasser Gesichtsfarbe, hatte einen feingeschnittenen Mund und helle, ausdrucksvolle Augen. Das blonde glatte Haar trug er nach Musikerart lang und aus der auffallend hohen Stirn nach rückwärts gestrichen. Er wohnte mit seiner Mutter zusammen, die aus einer sehr wohlhabenden Pfälzer Familie stammte, sein Vater war Offizier gewesen und jung gestorben, er hatte noch einen älteren Bruder, der auch Musiker und schon irgendwo als Dirigent im Berufsleben stand.

Er verfügte über technische Kenntnisse in der Kompositionskunst, die für sein Alter ganz erstaunlich waren, besaß großen Fleiß und war, da ihm damals noch sehr viel musikalische Einfälle zuströmten, außerordentlich produktiv. Er war mit Liedern schon an die Öffentlichkeit getreten, wobei er einen feinen literarischen Geschmack in der Wahl der Texte bewies, die er komponierte. Bald darauf begann er mit der Ausarbeitung einer großen symphonischen Dichtung. Sein Lehrer und Mentor in der Kompositionskunst war der Musiktheoretiker Louir, welcher Musikkritiker der Münchener Neuesten Nachrichten war und als solcher eine beachtliche Macht besaß. Er hatte seinerzeit dem auf-

strebenden Max Reger viel zu schaffen gemacht. An Louir war Boehe sehr gebunden, er nahm ihn sogar auf Reisen mit, bei denen dann immer nur mit Luxuszügen gefahren und in Luxushotels gewohnt wurde. Sehr stark war auch seine Bindung an den Komponisten Max Thuille, der damals im vollen Schaffen stand und es ist bezeichnend, dass die Produktion von Boehe nach Thuilles frühem Tod abbrach und er nur mehr als Orchesterdirigent, allerdings als ein ausgezeichnete, tätig blieb. In der Zeit, als ich ihn kennen lernte, begann er schon eine Hoffnung in der deutschen Musikerwelt zu werden und man prophezeite ihm eine große Zukunft.

Im Übrigen war es für mich sehr interessant, durch den Verkehr mit Boehe einmal in die Werkstatt eines Komponisten hinein schauen zu können. Seine starken literarischen Interessen waren auch die unsrigen und er teilte uns gern etwas von seinen Neuentdeckungen auf diesem Gebiet mit. So lernte ich durch ihn zuerst die Galgenlieder von Christian Morgenstern kennen. Der Autor hatte sie ihm mit der Anfrage zugeschickt, ob er nicht Lust habe, sie zu vertonen. Boehe lag nun so etwas nicht, aber er amüsierte sich sehr über dieses Kind der Laune eines sonst so tief ernsten Dichters und wir mit ihm, ohne allerdings zu ahnen, welchen unsterblichen Ruhm sich diese Lieder erwerben würden. Das mein musikalisches Urteil sich an ihm und den anderen musikalischen Freunden sehr bildete, ist klar. Freilich habe ich mich von manchen Einseitigkeiten dieses Kreises später frei machen müssen, denn er war recht stark auf die damalige nach-wagnerische Moderne eingestellt, schwärmte für volle und aparte Klangwirkungen und war unduldsam gegen alles, was sich mit bescheideneren Mitteln ausdrückte. Immerhin war mein Interesse für diesen Zweig der Kunst sehr geweckt worden und ich konnte einigermaßen an der zum Teil revolutionären Lebendigkeit der Zeit auch auf diesem Gebiet teilnehmen.

Die Erstaufführung der Salome und der Elektra von Richard Strauss und seine eigene Wiedergabe des Till Eulenspiegels waren für mich Erlebnisse. –

Es ist eigentlich seltsam, dass ich während der Prima nicht schon zu malen angefangen habe. Ich blieb beim Zeichnen und zwar ausschließlich bei dem aus dem Kopf. Schuld daran war weniger die viele Hausarbeit, die das Gymnasium verlangte, und all das Viele, was ich mit jugendlicher Wissbegier ergriff und mir anzueignen versuchte, sondern mein starker Autoritätsglauben, der mich dazu zwang, den Ratschlägen erfahrener Maler zu folgen und die künstlerische Ausbildung zurückzustellen. Sowohl mir als meiner Mutter wurden solche Ratschläge in eindringlicher Weise gegeben. Am eindringlichsten von Toby Rosenthal, der einen festen Glauben an das allein seligmachende Studium an der Akademie hatte und der mein Talent eher über- als unterschätzte, so dass es ihm zu schade dafür zu sein schien, dass es auf irgendeiner Privatmal- oder Zeichenschule in ungerechte Wege geleitet würde, - zumal ich doch nur mit einem Bruchteil meiner Arbeitskraft, die ja noch im Wesentlichen das Gymnasium beanspruchte, bei der Sache hätte sein können. Der gleichen Meinung war Hermann Kaulbach, der an seinem Sohn in dieser Beziehung schlechte Erfahrungen gemacht hatte. Auch Fritz August Kaulbach, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand, äußerte sich in demselben Sinne, als meine Mutter ihn einmal im Hanfstaenglschen Hause meinerwegen interpellierte. Wie sehr mir der Mangel irgendwelcher künstlerischen Vorbildung die erste Zeit an der Akademie dann erschwerte, werde ich in den Erinnerungen aus meiner Studienzeit zu schildern haben. Aber es kommt eben alles, wie es kommen muss. Ich war kein Dickkopf, war verständigem Zureden aufgeschlossen und mag wohl auch gefühlt haben, dass es meine Kräfte überstiegen hätte, wenn ich neben dem doch recht umfangreichen Pensum der Prima auch noch die Anfänge eines zeichnerischen oder malerischen Studiums zu bewältigen bestrebt gewesen wäre.

Als ich im Oktober 1899 wieder das Gymnasium bezog, hatte ich das stolze Bewusstsein, nun Oberklässler zu sein und die angenehme Aussicht, nur noch ein Jahr lang auf der Schulbank sitzen zu müssen. Man fühlte sich schon halb als Student und ergriff daher schon in manchen Dingen dem natürlichen Verlauf der Dinge vor. So zum Beispiel damit,

dass ich mir bereits einen Frack machen ließ - natürlich einen tadellos sitzenden vom Schneider Fries in der Maximilianstraße.

In der Oberprima hatten wir wieder einen neuen Ordinarius und zwar den Professor Melber, den wir schon in der dritten Lateinklasse gehabt hatten. Er hielt gut Disziplin, wobei ihn allerdings sein polnisches Temperament manchmal beeinträchtigte. Wenn er sich bei uns über etwas ärgerte, so konnte er in einer so haltlosen Weise heftig werden, wie es oft zu dem Anlass nicht in rechtem Verhältnis stand. Er war zwar ein sehr gebildeter Mann mit solidem Wissen, aber er war doch wohl mehr ein Beamter als ein Pädagoge. Dazu fehlte ihm ein liebevolles Eingehen auf die Persönlichkeit seiner Schüler. Er blieb immer in einer kühlen Neutralität und so war denn seine Lehrtätigkeit trocken und farblos.

Den griechischen Unterricht hatte sich unser Rektor Nicolaus Wecklein vorbehalten. Er hatte sich durch einen Kommentar zum „König Ödipus“ des Sophokles seinen Namen als Gräzist gemacht und nun kauten wir diese herrliche Tragödie so gründlich durch, dass sie uns am Schluss zum Halse heraus hing. Davon, dass man auch einen Blick in die anderen griechischen Tragödien getan hätte - in die archaische Monumentalität des Äschylos oder die psychologische Kunst des Euripides - davon war, soviel ich mich erinnere, nicht die Rede. Auch Weckleins Homer-Interpretation war reizlos. Ich hatte mir den kleinen, sich steif haltenden Mann mit dem etwas großen Kopf immer mit dem König Nussknacker verglichen und dazu passte es, dass sein Unterricht ausgesprochen hölzern war. Platons Schriften waren wohl als zu schwierig für uns befunden, dafür lasen wir den Isokrates, dessen stilistische Kompliziertheit uns zu beißen gab. Von Melbers Unterricht im Lateinischen, der Cicero-Lektüre, die wir mit ihm trieben, ist mir nichts mehr erinnerlich. Wie denn aus der weiten Distanz, die ich nach mehr als 50 Jahren zu meiner Primanerzeit habe, so manches nicht mehr deutlich ist oder ganz ausfällt.

Im Großen und Ganzen freilich habe ich die Empfindung, dass in der Oberklasse keine Zusammenfassung des wunderbaren antiken Bildungsgutes stattfand, mit dem wir uns doch neun Jahre lang beschäftigt hatten. Wohl keiner von uns konnte ohne Lexikon einen griechischen oder lateinischen Klassiker lesen und all die philologische Paukerei hatte uns nicht das Rüstzeug gegeben, unsere humanistische Bildung weiter auszubauen und sich an dem zu erfreuen, was ihm die alten Autoren hätten bieten können. Ob das an dem allzu vielseitigen und ausgedehnten Lehrstoff lag, oder nur an unseren Lehrern, weiß ich nicht. Ich bin versucht anzunehmen, dass es doch zum großen Teil an ihnen lag. Ich habe das Gefühl, dass unser Max-Gymnasium nicht mehr eine humanistische Lehranstalt im eigentlichen Sinne war. So blieb denn auch meine humanistische Bildung immer nur eine Halbheit. Aber das Leben besteht ja wohl aus Halbheiten und es ist eine Frage des Charakters und der Lebenskunst, aus diesen Halbheiten doch ein Ganzes zu bilden: Das was wir „Persönlichkeit“ nennen. Jedenfalls möchte ich die humanistische Komponente meines Wesens nicht missen. Sie hat es mir ermöglicht, mit geistig hochstehenden Menschen in Beziehung zu treten, Bücher, die auf der europäischen Bildungs-Ökumene fußen, in mich aufzunehmen und auch die bildende Kunst alter und neuerer Art sozusagen mit „wissenden Augen“ zu betrachten.

Den Primus unserer Klasse mit Namen Pummerer bewunderte ich, ohne ihm jemals nahe zu kommen. Er war ein gut gewachsener, körperlich gewandter, stets sehr gut angezogener junger Mann, dem die Bewältigung unseres Lehrstoffs nur ein Spiel zu sein schien. Während des Absolutariums gewann er ein Tennismatch. Er ist dann viele Jahre lang Ordinarius für Chemie in Erlangen gewesen und war mit einer der schönen Töchter des Bankdirektors Pühn, eines großen Musikfreundes, den man in jedem Konzert sah, verheiratet.

Eine Klasse unter mir fiel ein großer schlanker Jüngling auf, der sich im Schülerorchester hervorgetan und es schon als Dirigent geleitet hatte. Es war der nachmals so berühmt gewordene Wilhelm Furtwängler. Ich bin nie persönlich mit ihm bekannt geworden, obwohl sein

Vater Adolf, der bekannte Archäologe mit meinem Vater in Verkehr stand. Ich sehe den jungen Furtwängler noch, den langen Hals mit dem vortretenden Adamsapfel vorgestreckt, mit wehenden Haaren und wehender langen Lodenpelerine die Ludwigstraße hinunter der elterlichen Wohnung in Schwabing entgegenstürmen. Sein ganzes Wesen hatte etwas Genialisches und Kenner wie Boehe, die ihn sein Schülerorchester mit großem Schwung hatten dirigieren sehen, hielten es für Getue. Er hat später zur Genüge bewiesen, dass es das nicht war.

Den Höhepunkt jenes Winters bildete eine Tanzstunde, die den Eintritt in die Geselligkeit bildete. Verschiedene Mütter hatten sie für ihre Töchter arrangiert und fast alle meine Freunde waren als deren Partner vertreten. Alle Mädchen waren zwischen 16 und 18 Jahre alt und alle waren mehr oder minder hübsch. Ich weiß noch, dass Jerome Jerome, der damals als amerikanischer Humorist dem Mark Twain den Rang streitig machte, von Vater Rosenthal zu einem dieser Tanzabende mitgenommen wurde und äußerte, er habe noch niemals so viele ausgesucht reizende Mädchen beieinander gesehen.

Für mich gebührte unter ihnen natürlich die Krone meiner angebeteten Mali Seidl. Ich hatte nun Gelegenheit, ihr immer wieder zu zeigen, wie sehr ich sie verehrte, sie hinwiederum zeigte mir zwar, dass auch sie mich gern habe, aber ging doch nie aus ihrer Reserve heraus, die ihr anerzogen, aber wohl auch angeboren war. Dass ich ihr zu Füßen lag, hinderte mich nun freilich nicht, auch anderen schönen Mädchen den Hof zu machen. Zu ihnen gehörte hauptsächlich eine der jüngsten Teilnehmerinnen, die reizende Elsbeth Müller. Sie trug ihr schönes braunes Haar offen, so dass sie noch fast kindlich wirkte, aber sie konnte einen mit ihren dunklen Augen schon so verführerisch anlitzeln, wie eine ältere Evastochter. Sie war sehr musikalisch, spielte hübsch Klavier und ich habe nette Stunden in der Wohnung ihrer Mutter, der Witwe eines Coburger Arztes verbracht, wo ich meine bescheidene Gesangkunst glänzen ließ und Elsbeth mich auf dem Klavier begleitete. Sie hat später einen Arzt geheiratet, den sie schon im ersten Weltkrieg verlor. Dann wurde sie die Gattin des großen Straßenbaumeisters und Schöp-

fers der Reichsautobahnen Todt, der dann Munitionsminister wurde und mit dem Flugzeug abstürzte, weil wie man sagte, Hitler ihn beseitigen wollte.

Natürlich waren auch Peter, Heinz und Katia Pringsheim bei der Tanzstunde. Die Letztere, trotz Vorbildung unserer Kindertanzstunde in ihrem elterlichen Hause hoffnungslos untalentierte für die Tanzkunst, wie sie denn, ein wenig schwerfällig in ihren Bewegungen, nicht viel Grazie hatte, aber trotzdem durch den Mangel jeder Koketterie reizvoll wirkte, was durch ihr ausdrucksvolles kluges Gesicht, das ein dunkles Haar umrahmte, gesteigert wurde.

Ein originelles junges Mädchen fiel in dem Kreise auf. Sie hieß Grete Jehly, war messingblond und hatte trotz einem großen Mund ein sehr anziehendes Gesicht. Sie sprühte vor Leben. Auch sie hat, wie Katia, einen bedeutenden Mann geheiratet, nämlich Olaf Gulbransson. Allerdings war ihre Ehe nicht so glücklich wie die Thomas Mannsche. Sie wurde nach Jahren getrennt. Grete Jehly hatte bäuerliche Ahnen aus dem Vorarlberg, wo sie auch aufgewachsen war und stammte andererseits aus dem schottischen Adel – eine interessante Blutmischung. Zwei gut aussehende Mädchen waren Töchter des großen Bildhauers Adolf Hildebrand. Zum Teil in Florenz aufgewachsen, trugen sie gern etwas zu schwere renaissanceartige Gewänder und fielen dadurch etwas aus dem Rahmen der jungen Dämchen. Auch dadurch, dass sie nach unserem Urteil zu „gescheit daherredeten“, was mich, der ich jedem „Krampf“ abhold war, leider daran hinderte, ihnen näher zu kommen, denn das Hildebrandsche Haus hätte mir viel geben können. Ditti Grönvold, die Tochter eines norwegischen Malers und Kunstmäzens wäre noch zu erwähnen. Wir feierten nach Schluss der Tanzstunde ein reizendes Frühlingsfest in der Villa des Vaters an der Nymphenburgerstraße. Die dunkeläugige Schwester Clara unseres Freundes Hans Schrauth, die später den Physiker Ernst von Angerer heiratete, und die unter mädchenhaft sanftem Wesen ein starkes Temperament durchpulste, wäre noch zu erwähnen, ebenso die Schwester Nelly von John Rosenthal, schlank, mit Grazie begabt und beweglichen Geistes, sowie

die nette Medi Kiessling, Tochter eines Tiroler Forstmeisters. Die Tanzkarte zu dem Schlussfest habe ich auch gezeichnet.

Ich habe für alle lieben Mädchen, in die ich verliebt war, immer eine spezielle Blume als Ausdruck meiner Liebe gewählt. Das Symbol meiner so lange andauernden Zuneigung zu Mali war das Veilchen. An diesem Schlussfest überreichte ich ihr denn auch einen unwahrscheinlich großen Strauß dieser duftenden Frühlingsblümchen. In der Pause des fröhlichen kleinen Balles fand ein ausgezeichnetes Souper in dem für seine hervorragende Küche und seine ausgewählten Weine berühmten Schleichschen Restaurant statt. Ich hielt dabei eine Rede auf die erschienenen Mütter, bei der meine Begeisterung die mangelnde Formvollendung ersetzen musste. Die Hauptsache war, dass sie der geliebten Mali und ihrer gestrengen Mama gefiel. Diese war die Tochter eines subalternen Hofbeamten, der aber immerhin „vom Hof“ war und infolgedessen wurde in ihrem Haus sehr viel auf gute Sitte und feinen Ton gehalten. Bei den beiden Töchtern schlug es an, bei den zwei Söhnen, vor allem bei dem trinkfreudigen fidelen Toni, dem Ältesten, aber nicht. Mutter Seidl hatte trotz ihrem gesetzt-ernsthaften Wesen Sinn für Humor. So nahm sie mir auch meine Naseweisheit und meine oft zutage tretende naive Überheblichkeit nicht übel, sondern amüsierte sich darüber. Meiner Liebe zu Mali stand sie mit freundlich duldendem Wohlwollen gegenüber. Ich war ja auch noch für lange Zeit wegen meiner großen Jugend ein Verehrer „sans conséquence“. Es war ihr gar nicht so unrecht, wenn ich die Tochter mit Beschlag belegte, denn ich hielt ihr dadurch junge Leute fern, die als Freier in Betracht gekommen wären, aber als solche der Mama nicht passten. Von Geselligkeit im eigenen Hause wollte sie als echte Münchnerin nicht viel wissen.

Ich war ein einziges Mal in Ihrer Wohnung in dem großen Seidlschen Familienhaus in der Marsstraße. Die höchst geschmackvolle Einrichtung entzückte mich, zumal sie die schönen Räume auch behaglich machte. Alles war auf 18. Jahrhundert gestimmt, aber nicht auf vergoldeten Rokoko-Prunk, sondern auf stilvoll gediegene Bürgerlichkeit. Im Garten des Seidlhauses war eine von Gabriel Seidl erbaute und

einggerichtete Kegelbahn, in der später auch unser Freundes- und Freundinnenkreis gekegelt hat. Sie war geheiligt durch einen Besuch, den ihr Bismarck einmal gemacht hatte und war der Treffpunkt vieler bedeutenden Künstler Münchens.

Dieser mein letzter Gymnasialwinter war aber nun doch nicht nur von Geselligkeit und Tanzvergnügen ausgefüllt, sondern hatte auch seine ernstesten Seiten. Man hatte doch immer das Ziel vor Augen, das man am Schluss der Prima erreichen wollte: Das Abitur oder wie es bei uns hieß: Das Absolutorium. Da musste man, obwohl einem so viel anderes durch Kopf und Gemüt ging, immer wieder büffeln und schanzen. Man kam dabei zwar zu keinen glänzenden Leistungen., aber man umschiffte doch ganz gut die Klippen all der Schul- und Hausaufgaben, die man zu bewältigen hatte.

Am frühen Morgen des Tages, an dem die Prüfung beginnen sollte, fuhr ich aus dem Schlaf, geweckt von den lustigen Klängen eines flotten Militärmarsches. Ich hörte das Getrappel vieler Pferdehufe, eilte ans Fenster und blickte in den sonnigen Morgen hinaus, auf die Straße hinab. Da zog eine Schwadron der Schweren Reiter in ihren lichtblauen Monturen und dem weißen Lederzeug vorbei, an den Lanzen flatterten die weiß-blauen Fähnchen und an der Spitze des Zuges blitzten die Messinginstrumente des Bläserkorps, das mich so munter geweckt hatte. Das wollte mir ein gutes Omen für das bevorstehende Examen vorkommen.

Zu Beginn dieses großes Ereignisses erschien außer dem prüfenden Lehrerkollegium ein Regierungsvertreter und es wurde uns mitgeteilt, dass wir anstatt der bisherigen Sitzordnung nach dem Alphabet gesetzt würden. Es sollte damit das „Spicken“, also das gegenseitige Abschreiben erschwert werden. Ich hatte nun das ganze Jahr über neben einem netten Jüngling namens Engelhard gesessen, der ein guter Schüler war und dessen Nachbarschaft mir bei verschiedenen Schulaufgaben schon nützlich gewesen war. Bei der folgenden neuen Sitzordnung ergab es sich nun, dass, da Ebers und Engelhard sich im Alphabet

folgten, wir wieder nebeneinander zu sitzen kamen. Das war recht günstig, denn mein Nachbar war ein ebenso guter Mathematiker als ich ein schlechter und er rettete mich davor, dass ich in diesem Fach versagte. Dafür half ich ihm im Französischen aus, worin ich stärker war. Dass dies bei dem zahlreichen Aufsichtspersonal möglich war, verdankten wir einer durch das ganze Schuljahr geübten verbotenen Zusammenarbeit und wir lachten uns ins Fäustchen, dass diese durch die neue Sitzverteilung nicht gestört wurde. Im Übrigen verlief die schriftliche Prüfung nicht viel anders als eine der üblichen Schulaufgaben. Bei der Examensarbeit im deutschen Sprachfach, von dem ich wusste, dass sie besonders hoch bewertet wurde, gab ich mir Mühe, einen möglichst guten Aufsatz hinzulegen, was mir denn auch gelang. Nach Abschluss des mehrere Tage dauernden schriftlichen Examens steckten wir drei Freunde, Heinz Hess, John Rosenthal und ich die Köpfe zusammen und rechneten uns aus, dass unsere Leistungen wohl genügten, um nicht zur mündlichen Prüfung hinzugezogen zu werden. Ganz sicher war dies freilich für keinen von uns. Trotzdem hatten wir die Frechheit, an dem Morgen, wo uns das Ergebnis mitgeteilt werden sollte, in voller Tourenausrüstung mit gepacktem Rucksack zu erscheinen, denn wir wollten während der Tage, in denen die anderen in der mündlichen Prüfung schwitzten, Bergwanderungen machen. Da der Bescheid, den wir erhielten, wie gehofft günstig für uns ausfiel, fuhren wir vom Gymnasium weg direkt zum Bahnhof und weiter nach Garmisch. Freilich strafte der Himmel unseren Leichtsinns damit, dass er seine Schleusen öffnete und aus unseren Bergtouren nichts wurde. Was blieb uns anderes übrig, als in Garmisch das bestandene Examen, das wir ja nun in der Tasche hatten, mit viel Tiroler Rotem zu feiern.

In München hatten wir dann noch einige Tage bis zur Zeugnisverteilung zu warten. Am Vorabend derselben fand eine in lustiger Stimmung verlaufene Schlusskneipe der „Absolvia 1900“, der wir nun angehörten, statt und zwar im großen Saal der Gaststätte, in der wir unsere Schülerkneipe abgehalten hatten. Wir Absolventen verfassten zusammen eine Kneipzeitung, in der allerlei lustige Ereignisse des verflossenen Schuljahres glossiert waren und mit dem Lehrerkollegium,

das fast vollzählig erschienen war, nicht gerade sanft umgesprungen wurde. Zu dieser Zeitung hatte ich die Umschlagseite gemacht, die den Titel trug: „Letzter Seufzer einer in Auflösung begriffenen Oberklasse“. Natürlich gab es auch ein Festspiel, das unser mit einem herrlichen natürlichen Humor begabter Mitschüler Karl Arthur Lange nicht nur im Wesentlichen verfasst hatte, sondern in dem er auch die Hauptrolle gab. Den wesentlichen Inhalt dieses grotesken Dramas bildete die Wiederbelebung einer Mumie, die man aus ihren Binden wickelte und der man mit einer großen Fahrradpumpe neues Leben einblies. Sie verulkte dann aus gelehrt antiker Perspektive unsere Lehrer in ziemlich unverblümter Weise, wobei eine Lachsalve der anderen folgte.

Ich glaube, es war unser Primus Pummerer, der hierauf eine Festrede hielt, in der er nach der kräftigen Verpflaumung des Lehrerkollegiums demselben unseren Dank abstattete und es hoch leben ließ. Aus der Erwiderung unseres Rektors Wecklein sprach ziemlich deutlich das Gekränkeltsein über den Ulk, den wir uns über ihn und seine Kollegen erlaubt hatten. Seine Rede klang aus in die Warnung vor der „Hybris“, dem Übermut, der zu göttlicher Verblendung führe und der so manchen schon zu Fall gebracht habe. Darauf erhob sich einer der vielen Väter, die anwesend waren zu einer schwungvollen Ansprache. Es war der Ordinarius für Geographie, Professor Günther, ein vollbärtiger streitbarer Burschenschaftler. Er gab es dem Rektor ziemlich heraus, bezeichnete den Übermut als gutes Recht der Jugend, der ein Zeichen von überquellender Lebenskraft und Lebenszuversicht sei und wünschte uns Absolventen unter unserem brausenden Jubel alles Gute für die Zukunft.

Es wurde sehr spät in dieser Schlusskneipe und es wurde tüchtig getrunken. So war es denn kein Wunder, dass ich, der ich allein in unserer Wohnung hauste und den niemand weckte, am anderen Morgen verschlief. Ich schlüpfte in größter Eile in meinen Frack um noch rechtzeitig zur Schlussfeier ins Gymnasium zu kommen. Aber es war schon zu spät. Am Eingang des Turnsaales, wo der Festakt stattfand, fing mich ein Mitschüler ab, gab mir mein Zeugnis und sagte, ich solle so-

fort umkehren, man habe mich schon wegen Unwohlseins entschuldigt, die Feier sei bereits so gut wie vorbei.

Dies war der etwas unrühmliche offizielle Abschluss meiner Gymnasialzeit. Abends gab es dann noch einen kleinen Ball im Saal des Hackerbräus, zu dem Schwestern und Freundinnen der Absolventen geladen waren. So tanzte man denn die Nacht hindurch in gehobener Stimmung in die Freiheit hinein.

(Geschrieben vermutlich 1953, also im 72. Lebensjahr)

.....